

Ras Schamra und das Alte Testament¹.

Von O. Eißfeldt.

René Dussaud, der die Beziehungen der kanaanäischen Religion zu der des Alten Testaments seit etwa drei Jahrzehnten in sein Arbeitsgebiet eingliedert, seine Auffassungen darüber vor allem in dem Buch „Les origines canaanéens du sacrifice israélite“ von 1921 (vgl. OLZ 25 [1922], Sp. 455—58) niedergelegt, sich dann der für diesen Fragenbereich ja so ungemein ertragreichen Erschließung der Monumente und Dokumente von Ras Schamra mit größtem Eifer zugewandt und — vor allem in der „Syria“ und in der „Revue de l'Histoire des Religions“ — eine ganze Reihe von Aufsätzen darüber veröffentlicht hat, will jetzt mit seinem aus Vorträgen am Ashmolean-Museum in Oxford erwachsenen Buche „Les découvertes de Ras Shamra (Ugarit) et l'Ancien Testament“¹ einen Überblick über die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen von Ras Schamra und ihre Bedeutung für das Alte Testament geben. Er entledigt sich dieser Aufgabe durch Darbietung dieser, mit 23 Textabbildungen ausgestatteten Kapitel: „Auf der Suche nach Schriftdokumenten“ (I), „Der Tell von Ras Schamra (Ugarit) und seine Schichtenfolge“ (II), „Die Stadt Ugarit und ihre Tempel“ (III), „Die phönizische Kunst der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends“ (IV), „Die Entzifferung der keilalphabetischen Schrift von Ugarit“ (V), „Der ursprüngliche Wohnsitz der Phönizier“ (VI), „Das Pantheon und die Mythen der Phönizier“ (VII), „Beziehungen zum Alten Testament“ (VIII) und läßt ihnen eine „Zusammenfassung“ sowie ein Verzeichnis der Eigennamen und der Bibelstellen folgen.

Das Buch gibt aber nicht nur ein trotz der ihm gebotenen Kürze wirklich in die Sache einführendes Referat, sondern rückt darüber hinaus den Tatbestand in neue Beleuchtung und weist neue Wege zu seinem Verständnis. Dies gilt auch von der ersten Hälfte des Buches, den ersten 5 Kapiteln, die im übrigen am ehesten als Bericht anzusprechen wären, trifft aber im besonderen für die zweite Hälfte, das

6., 7. und 8. Kapitel, zu. In wagemutiger, von einer intuitiv erfaßten Gesamtanschauung getragenen Erklärung der Texte wird hier die geographische Heimat der Mythen und Sagen sowie ihr kultisch-ritueller oder historischer Hintergrund vorgeführt und zum Alten Testament in Beziehung gesetzt. So ist es berechtigt, daß die Würdigung des Buches sich hinsichtlich seiner ersten Hälfte auf einige Einzelheiten, nämlich aus dem 5. Kapitel, beschränkt, bei der zweiten aber etwas länger verweilt.

Bei dem Überblick über die Geschichte der Entzifferung des keilschriftlichen Alphabets gesteht Dussaud das entscheidende Verdienst Hans Bauer zu. Auch hinsichtlich der Vorgeschichte dieses und des klassischen phönizischen Alphabets kommt er Auffassungen nahe, die Hans Bauer in einem druckfertig hinterlassenen und soeben im „Alten Orient“ veröffentlichten Manuskript „Der Ursprung des Alphabets“ vertreten hat: Die Anregung zur Schreibung reiner Konsonantenzeichen geht auf Ägypten zurück, aber auch nur diese Anregung, nicht etwa zugleich die Form der Zeichen selbst. Die Sinai-Schrift, die pseudo-hieroglyphischen Texte von Byblos, das klassische phönizische Alphabet und das keilschriftliche von Ugarit — sie alle sind durch diese Anregung bedingt. Dabei scheint, wie Virolleaud gesehen hat, das keilschriftliche Alphabet das klassisch-phönizische voraussetzen, ohne daß es von dessen Zeichenformen abhängig wäre. Bedeutsam ist weiter, daß die keilalphabetische Schrift gelegentlich bestimmte Konsonantenzeichen (w, j, ' , ') zur Andeutung von Vokalen (u, i, o, a), also als matres lectionis, verwendet und damit das vorwegnimmt, was ein halbes Jahrtausend später die Griechen bei Übernahme der phönizischen Schrift konsequent durchgeführt haben.

Das von den ursprünglichen Wohnsitzen der Phönizier handelnde 6. Kapitel ist historisch wichtig und stellt zugleich eine wesentliche Vorbedingung für das Verständnis der phönizischen Götter- und Mythenwelt dar. Während die 1929 gefundenen Texte, großenteils Listen mannigfacher Art, einen nordsyrischen Horizont aufweisen, also in dem schon seit Ende des 3., aber entscheidend erst um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. von Phöniziern besetzten Boden von Ugarit wurzeln,

1) Dussaud, René: Les découvertes de Ras Shamra (Ugarit) et l'Ancien Testament. Paris: Paul Geuthner 1937. (129 S.) gr. 8°. 30 Fr.

haben die dann zutage gekommenen großen mythologischen Texte den Negeb, Palästina und das südliche Phönizien — Schilfmeer (Golf von Akaba), Kadesch, Edom, Beerseba, Asdod, Hule-See, Libanon (Berg Zaphon = Berg des Nordens = Libanon) — zum Schauplatz und bewahren damit die Erinnerung an die ältesten und älteren Sitze der Phönizier. Denn diese haben ursprünglich in dem Lande zwischen dem Golf von Akaba und dem Mittelmeer gegessen und sind von da allmählich weiter nordwärts vorgedrungen.

Aus der Urheimat haben die Phönizier den Gott El mitgebracht, der auch der Gott der Patriarchen war. Zum Libanon hin vorgestoßen, haben sie dann den gewöhnlich mit dem Appellativum Ba'al „der Herr“ oder auch als Ba'al Zaphon „Herr des Nordens“ bezeichneten Hadad, einen Berg-, Gewitter-, Sturm- und Regengott, verehren gelernt und den Alijan, den Gott der Quellen und der von ihnen zum Grünen und Blühen gebrachten Vegetation, und ihn zum Sohn des Ba'al gemacht. Dem Alijan steht Mot, der Gott des reifen Getreides und der Ernte, gegenüber, und ein ganzer Kreis von Mythen hat es mit dem Kampf dieser beiden Vegetationsgötter zu tun, in den auch die — außer Schapasch, der Sonnengöttin — weniger scharf differenzierten Göttinnen eingreifen, vor allem die Ascherat des Meeres und die Anat. Diese Texte und ebenso die „Hymne auf Nikal“ und die „Danel-Legende“, die alle mythologisch-symbolische Einkleidungen von Vorstellungen und Riten zu Jahreslauf und Ernte darstellen, gehen vielleicht auf den von Sanchunjaton-Philo Byblius genannten Thabion zurück.

Weisen alle diese Texte Beziehungen zum Alten Testament auf, so gilt das ganz besonders von „Anat und die Färse“ und von „Keret“. Der erste spielt in der Gegend des Hule-Sees und gibt eine mythologische Begründung für den Jdc 17—18 und 1 Reg 12 bezeugten Stierbild-Kultus von Dan. Nach dem zweiten zieht Keret, König der Sidonier, mit einem auch den Stamm Ascher umfassenden Heere gegen die im Negeb sitzenden Leute des Terach, zu denen der Stamm Sebulon gehört, und vertreibt sie von dort. Den dann gegen Edom unternommenen Feldzug muß Keret aber auf Els Befehl abbrechen und sich an den ihm von Edoms König gesandten Geschenken genügen lassen. Jenen Terach, dessen Sohn Schib'ani nach dem von der Geburt der Götter Schachar und Schalem (Morgen- und Abendstern) handelnden Text Beerseba und Asdod gegründet hat, identifiziert Dussaud, Viroleaud folgend, nun mit dem Gen 11, 25—32 als Vater Abra-

hams genannten Terach. Die Patriarchen-Erzählungen und die Ras Schamra-Texte spiegeln also die gleichen oder doch ähnliche Erlebnisse der damals als eine noch kaum differenzierte kanaanäische Gruppe im Negeb sitzenden Phönizier und Israeliten wieder und ergänzen und bestätigen sich so gegenseitig. Die Angabe von Gen 11, 28—32, daß Terach in Ur der Chaldäer beheimatet sei und daß er auf dem Zuge ins Land Kanaan im mesopotamischen Harran gestorben sei, will freilich zu dem auf den Süden Palästinas beschränkten Horizont der Ras Schamra-Texte schlecht passen. Aber die von der Genesis dem Terach zugeschriebene Verbindung mit Ur und mit Harran darf auch weder auf politische noch auf ethnologische Beziehungen Israels dorthin gedeutet werden, sondern erklärt sich ausschließlich aus dem weitreichenden Einfluß, den der Mondkult von Ur gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. ausgeübt hat. Der hat es mit sich gebracht, daß ein lokaler Mondgott des südlichen Palästina, Terach, dem Mondgott von Ur, Sin, angeglichen worden ist und — ein sehr merkwürdiger Vorgang! — die Schin-Nikar, also Sin und seine Partnerin Ningal, die hier in eine weibliche Gestalt zusammengefloßen sind und sich dazu eine Entstellung ihrer Namensform haben gefallen lassen müssen, zur Gemahlin erhalten hat.

Schon diese knappe Inhaltsangabe vermag von dem Reichtum des Buches eine Anschauung zu geben. Sie zeigt aber zugleich, wieviel davon auf kühner Kombination beruht und des gesicherten Fundamentes entbehrt. Dreierlei scheint da vor anderem herausgehoben werden zu müssen. 1. So dankbar die hier von einem, der wie kaum ein anderer die antike, die mittelalterliche und die moderne Geographie Syriens und Palästinas beherrscht, unternommene Ansetzung der in den Texten vorkommenden Lokalnamen begrüßt werden muß, so sehr ist doch eine Warnung vor allzu großer Zuversicht zur Richtigkeit dieser Ansetzungen am Platze. 2. Damit ist neben anderem gegeben, daß die religionsgeschichtliche These, El sei der den Phöniziern von Haus aus eigene Gott, Ba'al-Hadad aber ihnen erst bei ihrem Vorrücken nach Norden bekannt geworden und damals von ihnen als Ba'al Zaphon „Herr des Nordens“ übernommen, sehr unsicher ist. Sanchunjaton-Philo Byblius wenigstens kennt als Gott des Libanon den ja auch sonst bezeugten Ba'al Libanon und unterscheidet von ihm andere Ba'ale, darunter den des Berges Kasios. Darnach wird der Ba'al Zaphon kaum als Gott des Libanon, sondern als der eines anderen hohen Berges aufgefaßt

werden müssen, und da scheint die in meinem „Baal Zaphon“ von 1932 vertretene Auffassung, daß er Herr des Kasios gewesen sei und einen Vorläufer des Zeus Kasios darstelle, immer noch die einleuchtendste zu sein. 3. Um die Gleichsetzung des Terach von Ras Schamra mit dem Vater Abrahams durchführen zu können, muß Dussaud nicht nur das Band zwischen diesem und Ur zerschneiden, sondern auch seine Beziehungen zum mesopotamisch-aramäischen Haran als ganz unhistorisch betrachten, wo doch die Genesis-Erzählungen die Verwandtschaft der Patriarchen mit den Aramäern so nachdrücklich wie nur möglich betonen und, wenn überhaupt irgendwo, dann offenbar hier zuverlässige Erinnerung festhalten.

So müssen Dussauds Aufstellungen an den schon vorliegenden, aber weithin noch so vieldeutigen und an den noch zu erwartenden neuen Texten nachgeprüft werden. Aber wenn dann auch die eine oder andere zu Boden fällt, so bleibt es doch dabei, daß das vorliegende Buch eine ganz wesentliche Förderung des Verständnisses der Welt von Ras Schamra und ihrer Zusammenhänge mit dem Alten Testament darstellt. Es schließt mit diesen Worten: „Ohne Übertreibung läßt sich sagen, daß die Entdeckung der Tafeln von Ras Schamra von allen die biblischen Studien angehenden Entdeckungen die wichtigste ist“. Man darf dem hinzufügen, daß in die durch diese Entdeckung erschlossene Welt kaum ein Buch so gut einzuführen vermag wie das uns jetzt von Dussaud geschenkte.

Besprechungen.

Allgemeines.

Hevesy, Guillaume de: *Ob-Ougriens de Sibérie et Munda de l'Inde*. S.-A. (= L'Anthropologie, T. 46, Nos 5/6, 1936, S. 613—624.) Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Daß Vorderindien in vor-arischer Zeit der Schauplatz u. a. einer „uralischen“ Einwanderung gewesen sei¹, ist eine immer mehr von Linguisten, Prähistorikern und Anthropologen befürwortete Annahme. Verf. denkt im besonderen an eine ugrische Invasion und sucht die hierfür von ihm beigebrachten sprachlichen Gründe (s. sein Buch „Finnisch-Ugrisches aus Indien“, Wien 1932) jetzt durch ethnologische zu stützen, nämlich durch eine Zusammenstellung einiger den Ob-Ugriern (Ostjaken und Wogulen) und Mundas gemeinsamen „geistigen Züge“ (traits spirituels). Als solche nennt er

u. a.: die Übereinstimmung des Schöpfungsmythos in zahlreichen Einzelheiten; den grausamen Brauch, größere Tiere zu opfern, indem man ihnen Stangen in den Leib treibt; die gleiche Benennung des (unblutigen) Opfers (*pōri*, *puoru* und *pōra*, *porē* bei Wogulen und Ostjaken, *pūr-pūr* bei Mundas und Savaras) und die gleiche „Selbstbezeichnung“ dieser Völker (*khals*: *kol*, *kolh*; *māñi*: *māñjhi*; *savar*: *sabar*).

Mit Recht wird der Schöpfungsbericht an die Spitze gestellt. Denn hier ist einmal vollkommen klar, daß von einer zufälligen Übereinstimmung nicht die Rede sein und also nur ein nach Indien mitgebrachter Mythos vorliegen kann. Der im Himmel thronende Schöpfer hat, da anfangs unter ihm alles nur Wasser ist, nicht das Material für die von ihm beabsichtigte Schöpfung zur Hand. Er schickt daher eine Anzahl Tiere aus — bei den Wogulen sind es Seevögel, bei den Mundas der Blutegel, die Schildkröte, der Eber u. a. — die nacheinander in das Wasser tauchen und für ihn ein wenig Erde hervorholen. Aus letzterem wächst (unmittelbar oder vom „Himmelsvater“ niedergelassen) durch stufenweise Ausdehnung die Erde zu ihrem jetzigen Umfang an. Dem mißglückten Versuch des Schöpfers, aus Erde ein Menschenpaar zu machen, folgt bei den Mundas die Schöpfung eines Paares von Schwänen; und nach wogulischer Sage fand in uralter Zeit die Schöpfung des Schwanes durch Verwandlung eines Menschen in diesen statt.

Haben wir hier nicht den Beweis für den arischen Ursprung des Varāha-Avatāra, d. h. des bereits in den Brāhmaṇas erzählten Mythos vom „Herrn der Geschöpfe“ (Prajāpati, später Viṣṇu), der als Eber die Erde aus den Urwassern heraufholt? Dravidischen Ursprung des Matsya-Avatāra (Hornfisch des Manu) hat kürzlich mit guter Begründung Father Heras behauptet¹.

Zu den Wortgleichungen sei das Folgende bemerkt. Daß „Sterbliche“ = „Menschen“ zur Selbstbezeichnung eines Volkes werden kann (so Verf. zustimmend zu Muncāci's Erklärung von *khals*), muß stark bezweifelt werden. Es stimmt auch nicht, daß Fgr. *kul* „böser Geist, Teufel“ usw. außer in den Munda-Sprachen in Indien keine Entsprechung hat; besser als in diesen, wo *kul*, *kula* offenbar nur in der Bedeutung „Raubtier“ vorkommt, entsprechen im Dravidischen das Tulu-Wort *kule* „goblin“ und

¹ Wie von Ref. in ZIL, Bd. III (1924) und in BSOS., vol. VIII (1936) ausgesprochen.

¹ Im Journal of Oriental Research, Madras, vol. X, S. 283. Die Art freilich, wie dieser Autor in seinem letzten Artikel (s. Indian Culture, April 1937) den Schatten Mohenjodaro's über ganz Indien sich erstrecken läßt, muß Bedenken erregen. Um für so verblüffende Einzelheiten Glauben zu finden, war es doch vor allem nötig, erst einmal, und sei es auch nur an wenigen Beispielen, zu zeigen, daß die Sprache der Inschriften wirklich eine dravidische ist. Hoffen wir, daß die versprochene ausführliche Beweisführung nicht lange auf sich warten lassen wird!

Kan. *kulī* „killer“ (vgl. Tam. u. Kan. *kol-*, Brahui *χal-* „töten“). Die Erklärung von *thakur* als ugrisches Kompositum ist phantastisch und erübrigt sich dadurch, daß, wie Sten Konow gezeigt hat, Sanskrit *thakkura* (wovon Beng. *thakkur*, Hindi *thākur*, usw.) mittels des prakritischen Präsens *thakkaī* auf die Skt.-Wurzel *sthā* „stehen“ zurückführbar ist. Die Munda-Bezeichnungen des Dorfpriesters — *nāyō* (Ho und Birhar), *naya* (Mundāri) und *naeke* (Santālī), wozu noch Kurux *nāiga*, *naiga* sich stellen ließe — versucht Verf. mit Ob-Ugrisch *nait*, *nāit* „Schamane“ = Finn. *noita* „Zauberer“ zusammenzubringen, indem er diese als „Diminutive“ von *nai* „Feuer, Sonne“ und das *ke* in *naeke* als *ke* „a Kole“ und identisch mit Ostj. *ko* „Mann“ erklärt! Vgl. aber Nēpālī *nāike* „headman of a Newar village“, das Turner doch wohl mit Recht auf Hindi *nāik* und damit Skt. *nāyaka* „Führer“ zurückführt. Freilich dürften hiervon die suffixlosen Wörter (*nāyō*, *naya*) zu trennen sein, zumal an sie das Wort für „Hexe“, Mund. *nājom* und Sant. *nāijom*, anklängt.

Daß eine Erweiterung der Untersuchung auf noch mehr oder sämtliche Völker der finnisch-ugrischen Sprachgemeinschaft sich als lohnend erweisen wird, läßt v. Hevesy's Buch vermuten, das u. a. die folgende erstaunliche Parallele bringt (S. 370): „Das Opfer des weißen Pferdes bei den alten Magyaren ist bekannt. Von Hewitt lernen wir (JRAS., Jahrg. 1888, S. 311), daß dies auch „a national habit“ der Munda-Völker gewesen wäre“.

Ägyptologie.

Roeder, Günther: Ägyptische Bronzwerke. Glückstadt: J. J. Augustin 1937. (IX, 264 S., 44 Taf., 196 Abb.) 4^o = Pelizaeus-Museum zu Hildesheim, Wissensch. Veröff. 3. RM 30 —. Bespr. von Fr. Wilh. Frh. von Bissing, Oberaudorf.

Otto Rubensohn und Albert Ippel hatten 1911 und 1922 aus den reichen Beständen des von Wilhelm Pelizaeus gestifteten Museums die Abgüsse hellenistischen Silbergeräts und die Modelle eines hellenistischen Goldschmiedes aus Galjub in Unterägypten in, man darf sagen, vorbildlicher Weise veröffentlicht. In gewisser Beziehung schließt Roeders Katalog der ägyptischen Bronzwerke der Hildesheimer Sammlung an diese Arbeiten an; aber gleich die Qualität der Tafeln, vor allem der zugrunde liegenden Aufnahmen, enttäuscht. Dem Verf. standen alle Möglichkeiten zu Gebot, die in der Größe ja nicht allzusehr unterschiedenen Stücke, über die er und sein Photograph frei verfügen konnten, unter gleichmäßigen Lichtverhältnissen und so aufzunehmen, daß ein und dasselbe Stück in verschiedenen Ansichten, aber in einheitlichem Maßstab wiedergegeben wurde. Ein Blick auf die Tafeln mit den bald hellen, bald dunkeln, bald halbdunkeln Hintergründen lehrt, daß von den Möglichkeiten kein Gebrauch gemacht wurde, und z. B. auf

Tafel 19 sind die doch die gleiche Bronze wiedergebenden Figuren f—h in dreierlei Maßstab ausgeführt, von denen der der Vorderansicht bedeutend abweicht. Der Verf. beklagt einmal, daß fast nie die Rückenansichten der Bronzen abgebildet würden: da begreift man nicht, daß unter den drei gegebenen Bildern keines die Bronze von hinten gibt. Oder sollte die Rückenansicht in sehr vielen Fällen doch so wenig wesentlich sein, daß Roeders Vorwurf unberechtigt ist? Man möchte es glauben, denn Rückenansichten sind auf seinen Tafeln keineswegs häufig. Um bei besagter Bastet zu bleiben: auf der Tafel ist angegeben, f, g, h, Bastet 345 (§ 152). Schlägt man den § auf, so wird man auf Taf. 19, f, g verwiesen, daß h die gleiche Bronze darstellt, hat R. vergessen. Es ist das eines der Zeichen, daß der Verf. den Text nicht genügend durchgearbeitet hat. Ich zähle zu weiteren Anzeichen den schier unerträglichen Wortreichtum seiner Beschreibungen, die Wiederholung derselben Dinge auf ein und der gleichen S. (z. B. S. 4. § 19, c und d), das bei solcher Ausführlichkeit immerhin unerlaubte Fehlen von Angaben über den Erhaltungszustand etwa bei 1740, wo nach der Skizze Abb. 15 der zum Aufhängen bestimmte Ring zerbrochen ist, wovon der Text schweigt. Über diese Ringe handelt R. S. 218f. Er beginnt mit einer Statistik, die nur dann von Belang wäre, wenn sie einen Überblick über die als Amulette verwandten Göttertypen gäbe; nun ist aber das Anbringen von Ringen auf der Rückseite religiöser Figuren etwas völlig durchgehendes, bei 1000en von Fayencefiguren aller Art belegtes. Es ist also eine Platz- und Zeitverschwendung, solche Liste zu geben. Daß durch die Ringe Tragbänder oder Ketten gezogen wurden, ist selbstverständlich, immerhin ist es nett, daß einzelne Stücke, wie Hildesheim 2039; 2041 Abnutzungsspuren an den Ringen zeigen, wie sie auch bei manchen Ringen von ägyptischen Bronzestatuetten aus Etrurien bekannt sind. Daß das S. 218 Anm. 2 erwähnte goldene Bild des Harsaphes ein Amtszeichen des Priesters gewesen sei, ist eine durch nichts belegte Vermutung Möllers (Metallkunst d. Ägypter Taf. 11 Unterschrift und S. 26); weder Kees in der Kulturgeschichte noch Wiedemann, Ägypten wissen von solchen Abzeichen; aber R. hätte einen Beweis für die Richtigkeit von Möllers Vermutung in dem Schmuck finden können, den die prachtvolle Priesterbronze aus wohl libyscher Zeit (vormals in meiner Sammlung, jetzt in Berlin) um den Hals trägt: ein Silberrelief des Chons. R. scheint meine Veröffentlichung dieser Bronze im Pantheon nicht gekannt zu haben, denn in

den § 673ff., wo er über die Datierung der Bronzewerke handelt, kennt er nur meine ältere Liste von Bronzefiguren AM 1913, 261f. aus der XVIII. Dyn. (von der es mich interessieren würde zu erfahren, inwiefern sie „der Nachprüfung bedarf“ da sie sich durchweg auf urkundliches Material stützt). Sehr der Nachprüfung bedürfen R.s eigne Aufstellungen, wie ein Beispiel zeigen möge: S. 247 Anm. zu § 674 u. § 674 werden wir dahin belehrt, die Statue des Königs Phiois bestünde in ihren wesentlichen Teilen aus Bronze und sei nach einem Wachsmo- dell gegossen. Die älteren Angaben bei Quibell, Hierakonpolis, bei mir in den Denkmälern und AM aaO. seien nach der Analyse von Angelo Mosso in Rom (1907) falsch; wie Maspero in seinem Führer durch das Museum von Kairo auch sage, sei das Material Bronze. Hiernach sei zu berichtigen, was ich Kunstgesch. I S. 81 Anm. 15 und II S. 56 § 9a gesagt hätte. Da in der Anm. 15 auf S. 81 es nur heißt „meine Denkm. usw.“, nur Veröffentlichungszitate gegeben werden, so haben wir es nur mit II S. 56 § 9a zu tun. Dort heißt es, „daß die Statuen des Phiois und Menthesuphis aus reinem Kupfer ohne künstliche Beimischung fremder Bestandteile gearbeitet sind, steht nach Lucas, Anc. Materials, London 19—26 S. 76f. fest“. In der 1934 herausgegebenen zweiten Auflage heißt es S. 172: „Häufig wird Bronze als Material der Statuen des Phiois und Menthesuphis angegeben auf Grund einer Analyse Prof. Mossos in Rom, die Maspero zitiert, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen; er nennt das Material Kupfer. Es besteht die sehr große Wahrscheinlichkeit, daß eine Verwechslung der eingesandten Proben vorgekommen ist und die untersuchte Probe, die 6,6% Zinn ergab, nicht von den Statuen stammte. Das Material der Statuen ist auch von Dr. Gladstone (dem bekannten Chemiker) untersucht worden, der berichtete, Spuren von Zinn seien zweifelhaft. Ich, Lucas, selbst habe der größeren Statue eine Probe entnommen und stellte fest, daß das Material reines, von Zinn völlig freies Kupfer war, und dann hat Prof. Desch eine ausführliche Analyse veröffentlicht, die ergab, daß 98,2% Kupfer und kein Zinn nachzuweisen waren“. Ich habe Herrn R. vor mehr als Jahresfrist mitgeteilt, daß der Hergang der gewesen ist (wie ihn Maspero festgestellt hat): Herr Barsanti, der Restaurator der Statuen im Kairener Museum, hat Herrn Mosso Bruchstücke aus einer aus Hierakonpolis stammenden Kiste übergeben; er nahm an, daß diese Bruchstücke von der Basis der beiden Statuen stammten und hat mir seiner Zeit auch gesagt, er habe Stücke der

Basis Mosso übergeben, da er sich nicht getraute, eine Probe den Statuen selbst zu entnehmen. Barsantis Vermutung war irrig, was anscheinend Sir Flinders Petrie und Quibell sofort durchschaut haben. Die Bruchstücke stammten zwar aus Hierakonpolis, zu was für einem Gegenstand sie gehört haben, ist nicht mehr auszumachen. Also nicht mein Handbuch bedarf der Berichtigung, sondern der Fall zeigt, wie Voreingenommenheit für völlig eindeutige Tatsachen blind machen kann. Er ist aber insofern betrüblich, als er ein Warnungszeichen aufrichtet gegenüber R.s ganzer Arbeitsweise, die wir nun in ihren Schwächen an verschiedensten Stellen erkannt haben. Es ist gewiß ein Verdienst, die seiner Obhut anvertrauten Schätze allgemein zugänglich zu machen; es ist gewiß besser, dabei die Beschreibungen zu ausführlich zu geben als zu knapp. Ganz sicher sind auch dilettantische Zeichnungen zur Erläuterung der Beschreibungen besser als unklare Photographien. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie es um diese steht. Aber weshalb R. nicht das wohl erprobte Verfahren gewählt hat, die typischen Formen der Gewandung, der Haartracht, der Befestigungen auf Basen usw. auf Übersichtsblättern zusammenzustellen und auf diese dann zu verweisen, weshalb er das Nachprüfen seiner Angaben so erschwert, indem die Nr. des Inventars ohne Verweise auf S. oder Tafeln angeführt werden, wo doch diese Nr. in bunter Ordnung sich folgen, und der Benutzer immer erst zu dem Index S. 259ff. seine Zuflucht nehmen muß, weiß ich nicht.

Einen ungeheuren Raum nehmen die technischen Ausführungen ein, S. 144—220. R. hatte über diese Fragen schon im Jb. d. Dt. archaeol. Inst. ausführlich gehandelt und legt nun den Tatbestand, wie er ihn zu erkennen meint, mit einer Fülle von Einzelheiten vor. Da ich zu wissen glaube, daß von durchaus sachverständiger Seite an einem reichen Material R.s Ansichten nachgeprüft werden sollen, möchte ich hier nicht darauf eingehen. Daß das Wachsmo- dell, und zwar in Teilformen, eine sehr große Rolle in der ägyptischen Metall- und Fayencetechnik gespielt hat, hat R. erwiesen, nachdem es andere mehr oder minder vermutet hatten. Und es wird ein Verdienst seiner Arbeit bleiben, die Aufmerksamkeit auf vieles bisher Übersehene gelenkt zu haben. Den Zeitpunkt, wo diese Technik einsetzt, scheint er mir bisher nicht einwandfrei bestimmt zu haben. Und völlig unzureichend sind seine Abschnitte über den „Ort der Anfertigung oder Auffindung“ und die Kennzeichnung von Bildhauerschulen. Daß er

sich auf den mehrfach von ihm zitierten Katalog Allemants nicht besonders verläßt, ist begründeter als er ahnt: Allemant war ein, wie mir Maspero öfters berichtet hat, wenig zuverlässiger Händler. Sonderbar, daß z. B. in dem Verzeichnis S. 236 Hierakonpolis und der Kupfer (?)-Falke mit dem goldenen Kopf fehlt, daß Beni Hasan nicht erwähnt wird, wo es sich doch anscheinend nicht nur um Götterstatuetten handelt. Die Versuche, Bildhauerschulen festzustellen, arbeiten in höchst unzulänglicher Weise mit Morellischen Methoden, die in der Kunstgeschichte als unfruchtbar seit Generationen erkannt sind, wenn sie auch, immerhin in geistvollerer Weise, Evers für das ägyptische M.R. wieder zu Ehre zu bringen versucht hat. Man lese, was S. 129 über die oberägyptische Abschlußlinie am Ende jedes Haarteiles lang und breit vorgetragen wird, um dann mit Recht zu sagen: „Das Ergebnis ist nicht klar, und es ist genau so wenig einheitlich, wie ich (R.) es an den Statuen ägyptischer Königinnen festgestellt habe. Diese Uneinheitlichkeit hat Gründe, die wir bei dem heutigen Stand unserer Forschung nur zuweilen ermitteln können“ oder S. 130: „daß Schlüsse aus den hier benutzten Kennzeichen (die kurz zuvor als eindeutiges Hilfsmittel zur örtlichen Zuweisung sonstiger Kunstwerke bezeichnet wurden) aber nicht unbedingt bindend sind, beweist bei den Frauen die sicher oberägyptische Mut (warum übrigens sicher oberägyptisch? Eine in Vetulonia gefundene Mutfigur wird aller Wahrscheinlichkeit nach unterägyptischer Herkunft sein), und die wahrscheinlich mittelägyptische Maet“. Jeder Forscher betritt zuweilen Wege, die sich als Sackgassen erweisen oder wenigstens mit dem uns zur Verfügung stehenden Material keinen Ausgang gewähren. Dann ist es m. A. nach unsere Pflicht davon zu schweigen, oder mindestens nur in knappster Form zur Warnung anderer das Aussichtslose eines Unternehmens darzulegen.

§ 227 S. 54 unterstreicht R., daß das Tier, dessen Fell der von ihm Zwergengreis genannte Gott trägt, der Gepard sei und nur irrtümlich Panther genannt werde. R. hätte aus Brehms Tierleben lernen können, daß Panther ein weit umfassender Ausdruck ist, und er hätte wissen sollen, daß die Ägypter selbst den Leoparden den Panther des Südens, den Geparden den Panther des Nordens nannten. Für sie, die doch die äußere Form der um Bes sich gruppierenden Gottheiten geschaffen haben, waren also Gepard und Leopard nächste Verwandte, mögen sie auch in unseren naturwissenschaftlichen Systemen einander ferner stehen. Daß das Fell des Bes ursprünglich wohl ein Löwen-

fell war, während die Mafedet dem Geparden näher gestanden zu haben scheint, hätte R. aus Ballods Arbeit über die zwerghaften Götter ersehen können. Ich hebe all das hervor, weil man daraus sieht, daß der von R. so gern schulmeisterlich erhobene Zeigefinger nicht selten besser gesenkt geblieben wäre, hätte der Verf. sich mehr um das gekümmert, was andere Fachgenossen vor ihm geleistet haben.

Einen Eindruck kann ich nicht unterdrücken, der freilich weniger R.s Veröffentlichung als den Zustand des von ihm veröffentlichten Materials betrifft: einen großen Teil der Bronzen, selbst den herrlichen, von Pelizaeus für ramessidisch, von mir für frühptolemaeisch gehaltenen Königskopf, bedeckt eine dicke Schmutzkruste und z. T. wohl selbst gefährliche Patina. Ein sicheres kunstgeschichtliches Urteil wird dadurch sehr erschwert, wahrscheinlich aber auch die Lebensdauer mancher der Figuren gefährdet. Unsere Techniker besitzen heute so reichliche Erfahrung im Reinigen der Bronzen, und die Kosten sind verhältnismäßig so gering, daß keine Museumsverwaltung mehr sich der Pflicht entziehen kann, die ihrer Sorge anvertrauten Stücke reinigen zu lassen.

So sehr zu wünschen ist, daß die Verwaltung des Pelizaeusmuseums fortfährt, die dort gehäuften Schätze zugänglich zu machen, und so sehr wir hoffen möchten, daß andere Sammlungen, Berlin, Leipzig, München, Hannover, um die wichtigsten zu nennen, dem Beispiel Hildesheims bald folgen möchten, so sehr scheint mir nötig zu sagen, daß die von R. gewählte Art der Vorlegung des Materials hinter den großen Katalogen von Leiden und Kairo zurücksteht, weil sie an den Benutzer Anforderungen der Geduld und der Kritik stellt, die sehr viel von ihm verlangen. Dadurch wird ihre Benutzung, ja ihre Benutzbarkeit stark eingeschränkt.

Keilschriftforschung.

Fish, Ph. D. T.: *Letters of the first Babylonian Dynasty in the John Rylands Library Manchester*. Transliterated, translated or summarised with indices of places, personal names, ideograms, an introduction and 18 plates of hand-copies. Manchester: The Manchester University Press 1936. (54 S.) 4^o. 3 s. 6d. Bespr. von A. Ungnad, Falkensee bei Berlin.

Mit zwei Ausnahmen wurden diese Briefe bereits 1932f. in dem (mir unzugänglichen) Rylands Bulletin veröffentlicht. Ohne nähere Gründe anzuführen, sagt F.: I suspect they came originally from Sippar. Dieser Meinung kann ich nach einer Durchsicht der 31 Texte nicht beistimmen. Die überwiegende Mehrheit

ist an Gimillija gerichtet. Wer dies war, ergibt sich m. E. aus Nr. 11 *a-na ša-pi-ri-ia*. In diesem Brief wird ein auch sonst bezeugender Etel-pi-Marduk erwähnt, von dem es heißt: der dich lieb hat. Da mehrere Briefe des letzteren an Gimillija gerichtet sind, stehe ich nicht an, diesen für den *šāpiru* „Gebierter“ zu halten. Er wird dann gewiß auch mit dem *šāpir mātīm* des amüsanten Briefes Nr. 1 identisch sein: hier wird ihm zu seiner Ernennung gratuliert und dabei die Hoffnung ausgesprochen, daß der hohe Herr dem Gratulanten seine bisherige Freundschaft erhalten möge. Der Brief Nr. 11, den wir erwähnten, ist von einem Ikūn-pi-Ilbāba¹ geschrieben, der den Segen der Ištar (*U+DAR*) und des Ilbāba auf seinen Gebierter herabfleht. Also stammt der Schreiber aus Kiš. An den *šāpir* von Kiš ist Nr. 14 gerichtet, und zwar von einem Munawwirum, der wieder mit Etel-pi-Marduk in nächster Verbindung steht (vgl. Nr. 17. 31 und — im Index vergessen — 15). Daraus ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, daß Gimillija der *šāpir* von Kiš war, daß also diese Briefe in Kiš gefunden sind. An Gimillija sind auch drei sehr hübsche Briefe von einer treu ergebenen Dienerin (Amāt-Aja: 2. 4. 6) gerichtet, deren einer den Etel-pi-Marduk als *fups [arr] u* zu bezeichnen scheint (2, 23)².

Ein Brief *a-na ša-pi-ri-ia* (Nr. 20) ist von einem Awēl-Šamaš geschrieben, der nach 12, 8 in *āl [k]i-kal-la^{ki}* wohnte. Ein gewisser Išū-bāni wohnte nach 9, 8 in *ha-ab-bu-uš^{ki}*; er spielt auch sonst in diesen Briefen eine Rolle. In Nr. 3 werden die Leute von Ešnunna³ (Z. 11) ge-

nannt. Daher dürften die Briefe an Gimillija, den „Gebierter“ von Kiš, aus dem Diala-Gebiet geschrieben sein, das zur Zeit der Briefe wohl von Kiš aus verwaltet wurde.

Es ist zu bedauern, daß F. auf alle diese Fragen nicht eingeht. Er gibt auch keinerlei Bemerkungen zu seinen Umschriften und Übersetzungen, so daß es schwer ist, ihm überall zu folgen. Die einzige philologische Anmerkung auf S. 11 ist überflüssig, da die 3. fem. sg. allgemein in dieser Zeit mit *i-* gebildet ist (vgl. Nr. 8, 19). So weiß man oft nicht, wie die Übersetzung zustande kommt. Man kann allerdings vielfach sagen, daß sie nicht richtig sein kann. So wird in dem keine Übersetzungen aufweisenden Index of words unter *le'û* auf Stellen verwiesen, wo es nicht in Betracht kommt, wie 4, 24, wo *e-le-em-mi* sicher zu *lêyu* „sich sättigen“ gehört, ebenso wie in der Phrase *le-e-am* (d. i. *lêyam*) *akālu* „sich satt essen“. In Nr. 6 fehlt die Umschrift der Zeilen 43—45 ganz: *ša šū-ha-ra-tim ku-ru-[m]a-ti lu-bu-ši*. Nr. 24, 16 steht *û-ul* in der Umschrift, aber *ul* in der Kopie. Das macht etwas bedenklich. Ich bin überzeugt, daß eine nochmalige Kontrolle der Originale vieles klären wird, auf das hier nicht näher eingegangen werden kann.

Die Briefe bieten jedenfalls allerlei Interessantes. Nur möchten wir unseren Wunsch nicht zurückhalten, daß der Verfasser in künftigen Publikationen nicht ganz von philologischen Erörterungen absehen möge. Auch die Indices müßten wenigstens eine Übersetzung der Wörter bieten.

1) So nach Schröder, KAV I, Nr. 46, 9 zu lesen. Diese Lesung erklärt auch die speziell ass. Schreibung *ellu-bābu*, die Johns (und nach ihm Tallquist, Ass. Pers. Names) stets *elXV* (d. i. *ištar*) *bābi* las, während ich bei meiner Kollation der Texte i. J. 1912 überall *elKŪ* erkennen zu müssen glaubte. *KŪ* ist *ellu*. Es liegt also eine eigentümliche Schreibung des Gottesnamens Ilbāba als *El(lu)-bāba* vor. Deshalb wird auch der Eponym *elZAMALMAL-eriba*, den ich in meinem 1928 abgeschlossenen Artikel „Eponymen“ für RAss Zamama-eriba las (AR, Nr. 464), mit dem Eponym *ellu-bāba-eriba* (AR, Nr. 302) identisch sein.

2) Auffällig und mir nicht recht erklärlich ist die Eigentümlichkeit der Amāt-Aja in Brief 4 an alle möglichen Formen ein *i-* anzufügen, das völlig überflüssig erscheint: *aš-ku-un-ni* (Z. 16), *e-le-em-mi* (Z. 24; zu *lêyu*), *ma-am-ma-an-ni* (Z. 29), *i-ha-ba-at-ti* (Z. 30), *a-ma-at-ti* (Z. 32 u. 39), *lu-ba-ti-it-ti* (Z. 35).

3) Meine in „Subartu“, S. 103 ausgesprochene Meinung, daß Ešnunna für den babylonischen Sklavenmarkt eine besondere Bedeutung gehabt haben müsse, wird durch einen mir seinerzeit nicht zugänglich gewesen Jahresnamen von Ešnunna aus Ašhiāly erhärtet, wonach Ibalpel von Ešnunna, ein Zeitgenosse von Sin-muballit und Hammurapi, „das Heer von Subartu“: *mu ummān šu-bar-tim i-ba-al-pe-el i-ha* (so?, nicht *hu?*)-zu. Mir steht

Götze, Albrecht: Hethiter, Churriter und Assyrier. Hauptlinien der vorderasiatischen Kulturentwicklung im II. Jahrtausend v. Chr. Geb. Oslo: Aschehoug & Co.; Leipzig: Harrassowitz; Paris: Soc. d'Édition „Les Belles Lettres“; London: Williams & Norgate; Cambridge/Mass.: Harvard University Press 1936. (XV, 194 S., 79 Abb. a. Taf., 5 Kartenskizzen.) 8° = Inst. f. Sammelnde Kulturforschung, Serie A: Forelesninger XVII. RM 6.50. Bespr. von Fritz Schachermeyr, Heidelberg.

Das Buch gilt der Geschichte des 2. Jahrtausends und wendet sich an weitere Kreise. Dem Verf. ist es gelungen, seine Darstellung ansprechend und auch für den Laien leicht verständlich zu gestalten. Gleichzeitig verfolgt das Buch aber auch ein wissenschaftliches Ziel,

nur Ebelings Umschrift in RAss II, S. 195 zur Verfügung, der das Jahr unter Nr. 12a auführt. Ob Nr. 12 (*mu erēn SU.PAR* (?) *ba-dib*) hiermit zusammenzustellen ist, muß fraglich bleiben. Die Schreibung *SU.PAR* für Subartu wäre ganz eigenartig. Ist *PAR* für *BIR*, verlesen? Wir werden zu schließen haben, daß die subaräischen Sklaven aus Ešnunna Kriegsgefangene aus diesem oder ähnlichen Unternehmungen waren.

die Aufrollung des Churriproblems und seine Lösung im Sinne der Späteinwanderung (zwischen 1950 und 1750). Inzwischen ist ein weiteres Buch über den nämlichen Gegenstand erschienen, Ungnads Subartu (Berlin 1936). Hier finden wir die gegenteilige These vertreten: Das churrische Element in Mesopotamien bodenständig als Urbevölkerung, keinerlei churrische Einwanderung im 2. Jt. — Meines Erachtens gehen beide Forscher zu weit. Das nordmesopotamische Material ergibt für das 3. Jahrtausend zu wenig Subaräisches, um Ungnads Leugnung einer späteren Zuwanderung aus den Gebirgen zu bestätigen. Das babylonische Material zeigt uns hingegen eindeutig, daß auch schon vor 2000 subaräisch-churrische Elemente hier gegessen hatten. Mir scheint daher die Annahme am nächsten zu liegen, daß churrische Einsprengungen in Mesopotamien ziemlich alt sind, daß sie (mit Ungnad) auch einigen Anspruch auf den Subaräernamen haben, daß aber in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends unter arischer Führung neuerdings beträchtliche Mengen von Churri aus den Gebirgsbereichen in Mesopotamien und Syrien eindringen und hier zu einer ganz beträchtlichen Verdichtung des churrischen Elementes führten.

Eins kann aber nach Götze und Ungnad nunmehr als sicher angenommen werden: Die Tell Halafkult ist in hohem Maße als churrisches Geistesgut anzusprechen (allerdings könnten unter Umständen auch Arier daran beteiligt gewesen sein). Die Frage nach der Datierung, drittes, zweites oder 1. Hälfte des ersten Jahrtausends, bleibt jedoch trotz aller darauf gewandten Bemühung noch offen. Das ist ein Unsicherheitsfaktor, mit dem Götze wie Ungnad vergeblich ringen, der aber, wie die Dinge liegen, doch erst durch neue Grabungen beseitigt werden kann.

Im übrigen hat der Verfasser, wie mir scheint, die Tatbestände der von ihm behandelten Geschichtsepoche zumeist richtig gesehen: So wenn er die Kossäerinvasion in Babylonien aus dem arischen Wanderungszusammenhang erklärt, wenn er diesen letzteren sich klar von der vorausgegangenen Begründung der Hethitermacht in Kleinasien abheben läßt, weiter wenn er, den von mir Etruskische Frühgeschichte 1929 S. 7ff. vertretenen Auffassungen folgend, für die Zeit von 1400 bis 1200 von einem Gleichgewichtszustand der Staaten spricht, ja von einem Staatensystem, das die Notwendigkeit erkennt, sich auszubalanzieren (S. 40. 129ff.); schließlich in seiner Darstellung der ägäischen Wanderung um 1200, welche auf den Etrusk. Frühgeschichte

S. 27ff. gewonnenen Erkenntnissen weiterbaut.

Am besten gelungen sind die Abschnitte des Werkes, welche sich mit den Hethitern beschäftigen. Hier wird von einer gewiß unvoreingenommenen Seite eine Reihe von Tatbeständen herausgearbeitet, welche auch vom Standpunkt einer rassenkundlichen Geschichtsvergleichung von Wert sind: So (S. 60f.) über das Staatsrecht (zuerst Wahlkönigtum mit Designierung des Nachfolgers, später Erbrecht wenigstens in der männlichen und aushilfsweise auch in der weiblichen Linie); weiter (S. 61) die Betonung des Unterschiedes zwischen hethitischer und morgenländischer Herrschaftsauffassung (wobei sich die hethitische Monarchie im Lauf der Zeit aber orientalisiert; auch die schließliche Überwindung des althethitischen Lebenswesens zeigt uns nach Götze den gleichen Entwicklungsweg; vgl. S. 61, 63); S. 64f. die hethitisch-orientalischen Gegensätze in der Rechtsprechung; S. 63, 66f., 69 das Eindringen kleinasiatisch-mutterrechtlicher Anschauungen in die Religionsvorstellungen der Hethiter; S. 73 die Hochschätzung der individuellen Leistung, wie die Achtung der Persönlichkeit überhaupt; schließlich S. 72f. die strenge Sachlichkeit und die Neigung zu einer beachtenswerten Wahrhaftigkeit in der hethitischen Literatur.

Die politischen Beziehungen der Hethiter zu ihren kleinasiatischen Nachbarn finden keine eingehendere Darstellung, wohl weil die Unsicherheit der geographischen Ansätze noch kein handfestes Zugreifen gestattete. Seine jüngste Argumentation konnte der Verfasser ja wohl noch nicht ins Treffen führen, wir lesen sie erst in seiner kurzen Abhandlung im *American Journal of Archaeology* 1936 S. 210ff.: 1934 hatte Bittel in Boghazköi eine Liste von Tontafeltiteln entdeckt (MDOG 73, 1935 S. 33), worunter ein Vertrag des Telipinus mit Išputaḫšu von Kizwatna genannt wird. Und 1935 fanden die Amerikaner eine Bulle des Išputaḫšu zu Tarsus in Kilikien (*Am. Journ. Arch.* 1935 S. 535f.)! Hieraus glaubte nun Götze für seinen Ansatz von Kizwatna in Kilikien einen Beleg von entscheidender Bedeutung zu gewinnen. Doch hat seither Forrer *Klio* XXX 1937 S. 181ff. eine Reihe von Gegenargumenten ins Treffen geführt, sodaß die Frage immer noch unentschieden bleibt.

In geringerem Maße als den Hethitern wird Götze den arischen Führergeschlechtern im churrischen Kreise gerecht. Die Frage, was ist arisch, was churrisch, hätte überhaupt nachdrücklicher gestellt werden sollen. Man kann nicht von einer churritischen, sondern nur von

einer arischen Ritterschaft sprechen. Auch das Lehenwesen im churrischen Kreise ist arischer Herkunft, desgleichen die überlegene Kriegstechnik der 'churrischen' Heere und die Einführung des Streitwagens. Bei all dem handelt es sich um vollkommen gesicherte Tatsachen und das „vermutlich“ Götzes S. 112 wiegt demgegenüber zu leicht.

Zum Schluß noch eine Bemerkung zu Ugarit: Man kann die dort gefundenen Gräber nicht so ohne weiteres mit den mykenischen Kuppelgräbern zusammenstellen. In Syrien ist dieser Grabtypus älter als der Anbeginn der mykenisch-syrischen Beziehungen. Die Ugaritgräber gehören typologisch vielmehr mit dem kretischen Königgrab von Isopata zusammen. Durch die neuen Ausgrabungen in Tell Acheana erweist sich noch eine weitere erstaunliche Tatsache; daß nämlich zwischen Kreta und Nordsyrien für einige Zeit engere Beziehungen bestanden. Dieselben fallen in die Zeit von ca 1700 bis 1580 (vgl. Archiv für Orientforschung XI 1936 S. 175f. London III. News. 1936 S. 1148. Journ. of hell. Studies 56, 1936 S. 133f.). Man denkt unwillkürlich an Chian, von welchem Eduard Meyer annahm, daß er so wie über Ägypten bis Vorderasien zeitweise auch über Kreta geherrscht habe. Wie dem auch sei, die Annahme liegt nahe, daß schon seit ca 1700 ein Austausch von syrischen bzw. kretischen Grabformen stattgefunden haben könnte.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Sauvaget, Jean: *Esquisse d'une histoire de la ville de Damas* (Extrait de la Revue des Études Islamiques 1934, IV, p. 421—480, planches I—XI et 11 figures.) Paris: Geuthner 1935. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Die Abhandlung vermittelt den Inhalt dreier im Mai 1935 an der Pariser Universität gehaltenen Vorträge. Wie ausdrücklich in einer Vorbemerkung gesagt wird, ist auf Anmerkungen und auf Beweise neuer Ergebnisse verzichtet. Das macht die Darstellung angenehm lesbar und übersichtlich. Freilich wird man auch auf die näheren Darlegungen mancher überraschenden Behauptung gespannt sein dürfen. So z. B. ist bei dem Stadtgrundriß (Abb. 6) für die römische Zeit ein unvermitteltes Nebeneinander einer äußerst unregelmäßigen Weststadt und einer in gleiche Insulae aufgeteilten Oststadt doch wohl höchst problematisch. Das gleiche gilt auf derselben Darstellung für die genaue Lage und Ausdehnung einer Agora oder mancher Teile der wohl doch zu sehr verregelmäßigten Mauerlinie. Wir bezweifeln, daß zu solchen Zusammenfassungen unsere Einzel-

kenntnis, zu der französische und deutsche (auch C. Watzingers und unsere eigene) Forschung Bausteine zusammengetragen haben, bereits ausreicht.

Wenn uns demnach für die vorislamische Stadtbaugeschichte die Einzelkenntnisse nicht auszureichen scheinen, so ist das für die nachfolgenden Perioden (Byzanz ist merkwürdigerweise ausgeschaltet!), für die omajjadische, ajubidische, mamlukische, osmanische und moderne keineswegs der Fall. Gründliche Kenntnis sowohl der Geschichtsquellen als auch des orientalischen Lebens befähigen Herrn J. Sauvaget, ein außerordentlich lebensvolles Bild von den wechselnden Schicksalen dieser syrischen Hauptstadt zu zeichnen. Die Wirkung der geographischen Lage, des Klimas und sonstiger allgemeiner Gegebenheiten ist stets gebührend berücksichtigt.

Sehr aufschlußreich wirken auch 4 kleine Stadtpläne für die Mitte des 13., den Anfang des 16., die Mitte des 19. Jhh. und die Jetztzeit mit der Eintragung der Hauptdenkmäler und der jeweiligen Siedlungsgrenzen. Die Ballung kultischer Gebäude und die Wachstumserscheinungen der Vorstädte treten hier sehr glücklich in Erscheinung.

Die größte Überraschung ist wohl die Annahme eines „Tell's“ als Kernpunkt der vorgriechischen Stadt. Wir glaubten, aus der Form der Gassenzüge, aus dem Vorkommen antiker Quadern und aus den Niveaueverhältnissen beim Tallet es-sammâke ein antikes Theatergebäude (Odeion) vermuten zu dürfen. Der um 5—6 m über die Via recta aufsteigende, mit Wohnhäusern bebaute Hügel wird von Herrn S. für den Gründungstempel gehalten. Welche der beiden Annahmen, die sich übrigens nicht einmal auszuschließen brauchen, richtig ist, wird nur der Spaten entscheiden können. Sollte an dieser Stelle durch Neu- oder Umbauten der Boden erschlossen werden, ergäbe sich für die Archäologie eine sehr wichtige und aussichtsreiche Aufgabe.

Wie in der gesamten Stadtbaugeschichte, so ist auch für den Bezirk der Omajjadenmoschee der Anteil der Byzantiner so gut wie ganz ausgeschaltet, wogegen uns vor allem der Baubestand selbst zu sprechen scheint, wie er nach dem großen Moscheebrand von 1893 zutage lag und in vielen Photographien, die wir gesammelt haben, festgehalten wurde.

Auf Seite 428 wird der Mangel an Werksteinen betont. Angesichts der ausgedehnten und prachtvollen alten Steinbrüche des Dschebel Kasjun nimmt dies wunder. Bei einer Entfernung von nur wenigen Kilometern vom Stadtkern sind diese doch stets für die Stadt

von größter Bedeutung gewesen, selbst wenn sich überwiegend nur das öffentliche und monumentale Bauwesen des Werksteins bediente und es Herrn J. S. mehr auf die allgemeine Entwicklung der Bewohnung ankommt.

Nach Schilderung der Aufteilung der Stadt in abgeschlossene wehrhafte Wohnbezirke und Körperschaftsquartiere in der Abbassidenzeit sagt J. Sauvaget:

„l'évolution de la ville n'est plus que le résultat d'une somme d'initiatives privées.“ Das ist eine der glänzenden Formulierungen, wie sie J. Sauvaget für die islamischen Bauabschnitte und für den oft völligen Systemwechsel der Bebauung mehrfach gelingen.

Für den Freund der Alten Stadt ist es zum Schlusse beruhigend zu hören, daß, wenn die Anzeichen nicht trügen, neue Viertel auf neuem Boden entstehen werden und dadurch eine Schonung und Bewahrung des Alten möglich wird. Man sollte diese Tendenz bewußt zu fördern suchen. Altes soweit als möglich unberührt lassen, ist noch immer die beste Form des Denkmalsschutzes.

Mazloun, S.: *L'ancienne canalisation d'eau d'Alep* (Le Qanâyé de Hailân.). Damas: L'Institut Français; Paris: Ernest Leroux o. J. (96 S., 15 Taf., 3 Pläne) 4^e = Documents d'études orientales de l'institut Français de Damas, Tome V. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Es ist in hohem Maße erfreulich, daß neuerdings an verschiedenen Stellen mit einer eingehenden Untersuchung der großen Anlagen zur Wasserezufuhr in den großen Städten der islamischen Welt ein Anfang gemacht worden ist. Erinnerung sei einerseits an das Buch von K. O. Dalman, *Der Valens-Aquädukt in Konstantinopel*, das ja ebensosehr dem türkischen Wasserleitungssystem gewidmet ist wie der antiken Führung (s. OLZ 1935, Sp. 215ff.); andererseits an die schönen Arbeiten von Tresse (*Revue des Études Islamiques* III, 459ff.) und Thoumin (*Bulletin d'Études Orientales* IV, 1ff.) zum Bewässerungssystem von Damaskus.

Diesen Studien schließt sich hier würdig eine Darstellung der alten Wasserleitung von Haleban. Der Verf. behandelt zunächst kurz die geschichtlichen Nachrichten über die Leitung, schildert dann die Anlage im Ganzen, erläutert durch ein sorgfältig ausgeführtes Längsprofil, eine Karte der Leitung außerhalb der Stadt und einen Plan der Verteilung im Innern. Es folgen Abschnitte über die Organisation der Wasserverteilung, das Wasserrecht und die Verwaltung der Leitung. Ein Schlußwort über die Zukunft der Leitung, die heute ihre Rolle als eigentliche Wasserezufuhr für die Stadt selbst ausgespielt haben dürfte, aber für die landwirt-

schaftliche Hebung der nächsten Umgebung neue Bedeutung gewinnen könnte, schließt den Hauptteil.

Es folgen aber drei Anhänge mit Aktenstücken, wie Listen der Wasserberechtigten, Urkunden über die Regelung des Wasserrechts und gerichtliche Entscheidungen über strittige Fragen (das älteste Stück vom Jahre 1588). Diese Dokumente, die zum größeren Teil nicht nur in Übersetzung geboten werden, sondern auch im arabischen bzw. türkischen Wortlaut und meist zugleich mit einem Faksimile der Urkunde, stellen einen besonders wertvollen Teil des Buches dar. Sind sie doch die denkbar beste Erläuterung der Ausführungen des Verfassers und veranschaulichen auch sehr schön die Terminologie. Zwei von den 6 Aktenstücken, von denen Facsimilia beigelegt sind, habe ich mit diesen verglichen. Dabei mußte ich freilich feststellen, daß die Facsimilia — so schön sie auch ausgefallen sind — doch leider meist da versagen, wo man eine Bestätigung der Lesung des Verfassers haben möchte. Besonders an den Falt- und Bruchstellen reicht die Wiedergabe zu einer Kontrolle eben nicht aus; das ist kein Tadel der wirklich guten Reproduktion, sondern technisch unvermeidlich. Daß man gerade an solchen Stellen bisweilen Zweifel an der Lesung hat, ist ein Spiel des Zufalls oder — vielleicht richtiger? — hier hatte eben auch der Herausgeber die meisten Schwierigkeiten. Zu bedauern ist nur, daß er nicht vermerkt, ob er vielleicht an manchen Stellen selbst im Zweifel war. Im Ganzen gibt der Vergleich mir nur zu wenigen Feststellungen Anlaß. Zu der Urkunde Taf. XI = S. 67ff. möchte ich nur bemerken, daß in ihr stets *قطل* mit *حي* geschrieben ist, nicht, wie in der Textausgabe, mit *س*. — Etwas mehr ist mir bei dem Aktenstück Taf. XIV = S. 80ff. aufgefallen: S. 80, Z. 5 des arabischen Textes: das Wort, das hinter *الكتاب* ausgelassen und durch Punkte als Lücke angedeutet ist, ist ganz deutlich *المرضى* (also wie S. 71, Z. 5 des arab. Textes); ebd. Z. 9f. muß es heißen *ميميز* *الحلال من الحرام*, *حلال مشكلات الانام* (also Umstellung von *ميميز*); S. 81 Z. 2 v. u. lies *في* *المجرى المذكور من* (also wieder Umstellung eines Wortes); S. 83, Z. 1 lies *المزبور* statt *المزبور*; ebd. Z. 4 ist das *من* nach *الخامس* zu streichen. Man sieht, es handelt sich gar nicht um falsche Lesungen, sondern um einfache Verschreibungen oder Satzfehler, denen keinerlei Bedeutung zukommt.

Als Ganzes ist das Buch mit seinen veranschaulichenden Zeichnungen und Abbildun-

gen, in der bekannten trefflichen Ausstattung der Serie, eine sehr wertvolle und willkommene Gabe.

Buber, Martin, u. Franz Rosenzweig: Die Schrift und ihre Verdeutschung. Berlin: Schocken Verlag 1936. (351 S.) 8°. Lw. RM 6.—. Bespr. von G. Beer, Heidelberg.

Zu der gemeinsam von Buber und Rosenzweig seit 1925 veröffentlichten deutschen Übersetzung des A. T. bringt das obige Werk zusammenfassende Äußerungen beider Verfasser über ihre Absichten und Aufgaben bei der Verdeutschung der hebräischen Bibel. Der auf dem Titelblatt mitgenannte Rosenzweig ist 1930 verstorben. Ihm zum Gedächtnis ist der auch separat 1930 erschienene Aufsatz Bubers „Über die Wortwahl in einer Verdeutschung der Schrift“ S. 135—167 gewidmet. Von den 17 Abhandlungen sind 9 von Buber, 6 von Rosenzweig und 2 gemeinsam von B. und R. In einem Anhang S. 330—351 sind u. a. Auszüge aus Briefen R.s, die neue Übersetzung betreffend, mitgeteilt. Die Abhandlungen S. 13—329 sind teils Wiederholungen aus Zeitschriften oder selbständiger Publikationen, teils überarbeitete Stenogramme von Vorträgen. So z. B. gleich der erste Aufsatz von Buber: Der Mensch von heute und die jüdische Bibel (Nov. 1926). Neu hinzugekommen sind die Beiträge von Buber: Das Leitwort und der Formtypus der Rede S. 262ff. und Ein Hinweis auf Bibelkurse S. 310ff.

Die Buber-Rosenzweig'sche Übersetzung ist in jüdischen und auch in christlichen Kreisen zum Teil mit Begeisterung aufgenommen worden. So bekannte mir ein literarisch feingebildeter christlicher Kollege, Nichtalttestamentler, der aber doch das biblische Hebräisch kennt, daß in Bubers deutscher Psalmenübersetzung das Pathos des Originals durchtöne. Es gibt aber auch jüdische und christliche Kreise, die das ganze Werk schwülstig finden. Gegen den Vorwurf, daß es „wagnerisiere“, ist der zusammen von B. und R. stammende Aufsatz: Die Bibel auf Deutsch S. 276ff. gerichtet. Gegen die Behauptung eines Rezensenten, daß die Übersetzer den Text stilisieren, ihm eine Form aufprägen, die er nicht besitzt, wenden sie sich in geschickter Replik in dem kleinen Essai: Zu einer Übersetzung und einer Rezension S. 292ff.

Es wird jedem modernen Übersetzer des A. T. gut tun, das Werk von B. und R. einzusehen. Denn die Schwierigkeiten, mit denen B. und R. bei ihrem Unternehmen zu kämpfen haben und die sie zu meistern suchen, wiederholen sich bei jedem gewissenhaften Neuüber-

setzer. Bubers Standpunkt in Sachen der Textkritik (S. 168), die für den Übersetzer von größter Bedeutung ist, halte ich für übertrieben konservativ. Mir sind von neueren deutschen Übersetzungen des A. T. die von E. Reuß und die in der Züricher Bibel die liebsten.

Abgesehen von dem apologetischen Zweck des B.-R.schen Werkes wird der Benützer durch die einzelnen Darbietungen dankbar bereichert werden können. So z. B. von R.s feinfühligster Abhandlung: Über die Schrift und Luther S. 88ff., oder von demselben: Der Ewige 184—211. Vgl. dazu Buber S. 338ff. Ich habe u. a. selbst erst aus dem Werk erfahren, daß die durch Mendelssohn in jüdischen Kreisen eingebürgerte beliebte Wiedergabe des Tetragramms mit „der Ewige“ eigentlich auf Calvin zurückgeht. Stutzig gemacht bin ich an der Übersetzung von יהוה mit „der Herr“. Denn bei dem „Herrn“ denkt man gewöhnlich nur an den gestrengen Herrn, nicht auch an den gütigen Herrn Ex. 34,6 Ps. 103,8.

Semitistik, Islamistik.

Ibn al-Ğazari, Šamsaddin Muḥammad: Das biographische Lexikon der Koranlehrer. Teil I: ابن عسّون — ابان, hrsg. v. G. Bergsträßer †. (112 S.); Teil II: ابن يونس — غازي, hrsg. v. G. Bergsträßer † u. O. Pretzl. (IX, 112 S.) gr. 8°. Leipzig: Deutsche Morgenl. Gesellsch., in Komm. b. F. A. Brockhaus 1933/35 = Bibliotheca Islamica 8a u. b. Zus. RM 20.—. Bespr. von Johann Fück, Frankfurt a. M.

Wie in der muslimischen Traditionsliteratur ein einzelnes Ḥaḍīṭ nicht verwertbar ist, solange man die Kette seiner Überlieferer nicht kennt, so kann auch im Schrifttum der Koranlesarten eine einzelne Lesart erst dann räumlich und zeitlich eingeordnet werden, wenn man weiß, von welchen Lesern sie vertreten worden ist. Daher sind frühzeitig die Lebensumstände wie der Traditionarier so auch der Koranleser in Sonderwerken dargestellt worden, deren Erträge die Spätzeit in umfangreichen Sammelwerken aufgespeichert hat. Die umfassendste Leistung dieser Art war die *Nihāyat ad-dirāyat fi asmā' riğāl al-qirā'āt* des Ibn al-Ğazari, dessen Fleiß wir auch das reichhaltige Lesartenwerk *an-Našr fi'l-qirā'āt al-'ašr* (gedruckt in Damaskus 1345 h) verdanken. Daraus hat der Verfasser selbst einen handlichen, freilich immer noch über 1000 Seiten füllenden Auszug hergestellt, die *Ġāyat an-Nihāya fi asmā' riğāl al-qirā'āt uli'r-riwāya wa'd-dirāya*, der nunmehr in zwei stattlichen Bänden der Bibliotheca Islamica vorliegt. Seiner Arbeit hat Ibn al-Ğazari die Klassenbücher (*Tabaqāt al-qurrā'*) des Dānī (gest. 444h) und Ḍahabī (gest. 748h) zugrunde ge-

legt, deren Inhalt er in die zweckmäßigere Reihenfolge nach dem Alphabet der Lesernamen umgegossen hat, wobei er die Sonderformen der arabischen Namengebung jeweils am Ende eines jeden Buchstabens in den Abschnitten *al-kunā*, *al-ansāb wa'l-alqāb* und *al-abnā'* zusammengestellt hat; es ist deshalb ungenau, wenn auf dem arabischen Titelblatt beider Bände *Ġāyat an-Nihāya fī Ṭabaqāt al-qurrā'* statt der oben gegebenen Fassung (s. Bd. II S. 408, 20) steht. Diesen von seinen Vorgängern gesammelten Stoff hat der Verfasser dann aus anderen Quellen so stark erweitert, daß die Gesamtzahl der von ihm behandelten Koranlehrer auf 3955 gestiegen ist. Die zusätzlichen Artikel sind in den Handschriften mit roter Tinte kenntlich gemacht; da aber die Lichtbilder der zugrunde gelegten Handschrift diesen Unterschied nicht erkennen ließen, so fehlt er infolgedessen auch in der Ausgabe. Die einzelnen Artikel enthalten die üblichen Angaben über Namen, Stammbaum, Lehrer und Schüler des jeweils behandelten Koranlehrers und sonstige wissenswerte Mitteilungen über seine Lebensumstände. Dabei wird den Zwecken des Werks entsprechend besonders eingehend seine Stellung innerhalb der Lesartenüberlieferung behandelt, und wie in den Traditionarierbiographien die kanonischen Sammlungen mit Abkürzungen bezeichnet werden, so benutzt auch Ibn al-Ġazārī Sigel für die acht wichtigsten Sammlungen der kanonischen Lesarten, um anzugeben, in welcher von ihnen die Überlieferung der gerade in Frage stehenden Lesers vorliegt. Nach der Einleitung, wo die Auflösung dieser Sigel gegeben wird, handelt es sich um folgende Werke: 1. *at-Taisīr* des Dānī (Nr. 2091 in der *Ġāyat an-Nihāya*); 2. *Ġāmi'* *al-Bayān*, von demselben; 3. *al-Kāmil* des Hudālī (gest. 465h; Nr. 3939); 4. *al-Mustanīr* des Ibn Siwār (gest. 499h; Nr. 390); 5. *al-Kifāya* des Qalānisī (gest. 521h; Nr. 2958); 6. *al-Ġāya* des Abu'l-'Alā' (gest. 569h; Nr. 945); 7. *al-Mubhīg* des Sibṭ al-Ḥayyāt (gest. 641h; Nr. 1817; beachte auch Nr. 1698 und Nr. 2969) und 8. *an-Naṣr* vom Verfasser. Von diesen Werken behandeln die beiden ersten die Sieben Leser, das siebente ebenfalls die Sieben nebst Ya'qūb, A'maš, Ibn Muḥaisin, Ḥalaf und Yazīdī; den Zehn Lesern sind Nr. 4—6 und 8 gewidmet. Gedruckt sind bisher nur *Taisīr* und *Naṣr*; die übrigen schlummern in Handschriften außer dem Kāmil, der verloren zu sein scheint. — Während das Klassenbuch des Dānī nur aus Anführungen bekannt ist, sind die *Ṭabaqāt al-qurrā'* des Dahabī, die zweite Hauptquelle unseres Verfassers, handschriftlich erhalten, und Bergsträßer plante

erst, das ältere Werk herauszugeben; aber schließlich entschieden die größere Vollständigkeit in der Zahl der behandelten Koranlehrer und der Vorzug der alphabetischen Anordnung zugunsten des jüngeren Werks.

Es war Bergsträßer nicht mehr vergönnt, das Erscheinen der Ausgabe zu erleben. Nach seinem Tode führte Pretzl den Druck von S. 321 des zweiten Bandes an zu Ende. Von ihm stammt auch das Vorwort, welches über das Werk, den Verfasser, seine Vorgänger und Quellen sowie die Handschriften kurz unterrichtet. Außerdem hat Pretzl pietätvoll eine aus Bergsträubers Feder stammende vorläufige Einleitung zum Abdruck gebracht, die über die Absichten Auskunft gibt, die B. mit seiner Arbeit verfolgte. Er wollte seine Veröffentlichung als ein Mittelding zwischen einer kritischen Ausgabe und einem orientalischen Druck angesehen wissen; Lichtbilder der besten Handschrift dienten als Druckvorlage, zwei Kairiner Handschriften wurden je einmal verglichen; wo die Handschriften von einander abwichen, wurden die Textfehler geheilt, soweit die Parallelüberlieferung innerhalb des Werkes selbst und die üblichen biographischen Hilfsmittel eine Handhabe dazu boten. Der Druck wurde, ohne daß Bergsträßer selbst eine Korrektur lesen konnte, von Amīn al-Ḥāngī in Cairo mit anerkennenswerter Sorgfalt ausgeführt. Eine abschließende Ausgabe hätte so viele zeitraubende Vorarbeiten erfordert (man vergleiche etwa Nr. 1507 mit *Ta'riḥ Baġdād* Nr. 5824), daß es B. besser schien, sich mit dem Erreichbaren zu begnügen. Zudem wäre dafür letztlich eine Untersuchung der gesamten Überlieferung über die Koranlehrer notwendig gewesen, eine Aufgabe, die weit über den Rahmen einer Textausgabe hinausgeht. Durch diese weise Beschränkung ist eine brauchbare Handausgabe zustande gekommen, die reiche biographische Schätze für die weitere Erforschung zugänglich macht. Dafür werden alle, die an der Wissenschaft vom Koran Anteil nehmen, den Herausgebern aufrichtigen Dank wissen.

Spies, Otto: *An Arab Account of India in the 14th Century*. Being a translation of the Chapters on India from al-Qalqashandī's *Subḥ ul-A'shā*. Stuttgart: W. Kohlhammer 1936. (IV, 78 S.) gr. 8°. = Bonner Orientalistische Studien, hrsg. von P. Kahle u. W. Kirfel, H. 14. RM 3.—. Bespr. von H. v. Mzik, Wien.

Über das Buch ist leider nicht viel Günstiges zu sagen. Sein Nutzen ist von allem Anfang an nicht allzuhoch anzuschlagen, da es als eine kommentierte Übersetzung der Abschnitte über Indien in al-Qalqashandī's großem

Werke *Ṣubḥ al-aʿṣā* Bd. V S. 61—98 einen Autor behandelt, der selbst nicht in Indien war, meist aus zweiter oder sogar aus dritter Hand schöpfte und dessen Quellen zum großen Teile entweder schon gedruckt oder wenigstens handschriftlich erhalten sind (vgl. Sp. S. 8). Die wenigen Nachrichten bei al-Ḳ., die uns anderweitig nicht überliefert sind oder deren Quelle al-Ḳ. nicht nennt und die den einzigen Wert des arabischen Textes ausmachen, besonders zu kennzeichnen, wäre wohl eine der ersten Aufgaben des Verf. gewesen; leider muß sich der Leser dieser Mühe selbst unterziehen. Der Kommentar ist unvollständig und unzuverlässig (die Bemerkung S. 9 Z. 1, 2 deckt nicht alles).

Hätte Sp. z. B. nur Gabriel Ferrand „*Relations de voyages et textes géographiques Arabes, Persans et Turcs relatifs à l'Extrême-Orient*“ usw. 2 vol., Paris 1913—1914, eingesehen (das Buch ist in Deutschland gewiß in mehreren Bibliotheken zu finden), hätte er manches daraus entnehmen können, insbesondere bessere Lesungen und genauere Identifikationen. Überflüssig ist — um nur einiges herauszugreifen — daß es S. 45 heißt: „The Island of Mihrāj“ statt „Mahārāja“ und daß als einzige Autorität auf Abū-l-Fidā verwiesen wird; überflüssig, wenn es gleich darauf heißt: „Sarira-Island“ ohne Versuch, den Namen richtigzustellen (Ḳriboja = chin. Che-li-fo-che = Palembang, vgl. Ferrand a. a. O. passim und Idrisi-Jaubert I, 59, wo die verhältnismäßig gute Lesart شبروه); wenn der alte Irrtum „Qamarūn“ statt Kāmarūba im Text weitergeschleppt wird (S. 40 und daselbst Anm. 5); mit wenigen Worten könnte „Qimār“ (das Land der Khmer = Kambodja) erklärt werden (S. 46); statt „Andarābi“ (S. 45) ist zu lesen اندروان = Andamān (al-kabīr) etc. etc. — Die Bedeutung der Gradangaben müßte dargelegt werden. Der Leser hat Anspruch darauf zu erfahren, warum z. B. das Westende der Insel Jāwah unter 145° L, die Hauptstadt der „Insel“ Ṣanf (Čampa) nur unter 62° liegen soll (S. 46; vgl. schon Reinaud, Introduction S. CCXXXVIff.). Der Druck ist nachlässig: 17° 25 statt 17° 25', wie S. 39 zu lesen, ist keine Gradangabe; derartiges wiederholt sich öfters. I. Khor-dāzbah und I. Khorbādhbeh (S. 42), I. Khurdāzbah (S. 44) und I. Khirdādhbeh (S. 46 und öfters) hätten doch wohl auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden können!

Madhi Husain, Agha: Le Gouvernement du Sultanat de Delhi. Étude critique d'Ibn Battuta et des historiens indiens du 14^e siècle. Paris: G. P. Maisonneuve 1936. (110 S.) gr. 8°. 20 Fr. Bespr. von H. v. Mzik, Wien.

Das Buch enthält in 5 Kapiteln eine Anzahl Details über das Regierungssystem und die Verwaltung des Sultanats von Dihli unter den Toglukiden. Insbesondere die Ausführungen über die Politik der Sultane gegenüber den Hindus, über die Einwirkungen einheimischer Sitten und Gewohnheiten auf die indischen Muslime sind von Interesse, fallen aber teilweise

aus dem Rahmen des Buches und erschöpfen andererseits dieses Thema nur zum geringsten Teile. Dagegen vermißt man eine systematische Darstellung der Machtgrundlagen und des inneren Aufbaues des Türkenstaates bzw. eine Mitteilung über die Resultate einer solchen Untersuchung, wenn anders in des Verf.s Londoner These: *The Rise and Fall of Muhammad bin Tughluq*, auf die er sich wiederholt bezieht (die dem Ref. aber leider nicht vorliegt) diese Fragen behandelt sind. Ebenso wenig können die Hinweise auf W. H. Moreland „*The Agrarian System of Moslem India*“, Cambridge 1929, der in vielen Fällen mehr bietet als das vorliegende Buch, befriedigen.

Wir haben es im Türkenstaate von Dihli mit einem militär- und finanzpolitisch durchaus zentralistisch geführten Staate zu tun, der eine Lebensorganisation großen Stiles in sich schloß, die allerdings auf ganz anderen Grundlagen aufgebaut war als das europäische Lebewesen (s. darüber die richtunggebenden Ausführungen C. H. Becker's im *Islam* V, 81—92 und auch Moreland a. a. O. 216ff.), dennoch aber mit diesem eine Reihe gemeinsamer Züge aufweist: Verbindung der Gefolgschaft mit dem Benefizialwesen; Aufstieg der Unfreien durch Kriegsdienstleistungen über die Gemeinfreien in hohe und höchste Adelsstufen (zu Hānen, Maliks, Emīren, wie die Hauptklassen der Adeligen in Dihli hießen), so daß die Adeligen am Türkenhofe sich aus ehemaligen Sklaven, aus geworbenen Condottieri und aus unterworfenen Hinfürsten bzw. deren Nachkommen zusammensetzten (vgl. Ibn Baṭṭūṭa III, 320); Errichtung eigener „troupes de la maison du Roi“ aus Mamlūken und Söldnern (seit 'Alā ad-dīn al-Ḥalǧī 695—715 n. H.), um eine zuverlässige Streitmacht stets zur Hand zu haben usw. Die Folge war, daß trotz der grundlegenden Unterschiede im Verhältnis zwischen Herrscher und Untertanen, wie von Landwirtschaft im Morgenlande und Naturalwirtschaft im Abendlande, die Zehent-, Ambachts-, Renten- und Geldlehen, ja sogar die Patronatslehen des Abendlandes im Türkenstaate ihre Entsprechungen fanden (vgl. diesbezüglich Ibn Baṭṭūṭa III, 388, 398 und 403) und daß in vielen Fällen ein erbliches Nutzungsrecht — wenn nicht de jure, so doch de facto — schon früh sich anbahnte. Anknüpfungspunkte zu derlei Betrachtungen bieten die Quellen der Epoche mehr als genügend, angefangen von der oft zitierten Erzählung des Baranī über die Šamsī 'ikṭādārs (Bibl. Ind. XXXIII, 60, 61; H. M. Elliot, *History of India* III, 107) bis zu den Berichten über den Aufstand der „Emīre über Hundert“ (أمیر صدگان, pl. أمیر صدّه) türk.

¹⁾ *یوزاشی*, die nach Ibn Baṭṭūṭa Afghānen waren, einerseits „abgeschichtete Gefolgsleute“ — um diesen deutschrechtlichen Ausdruck zu gebrauchen — andererseits aber auch Steuergaranten, die an dem Ertrag der Steuern beteiligt waren (al-Baranī 503ff., Elliot III, 252f., Ibn Baṭṭūṭa III, 362ff.). Interessant wäre auch gewesen, von dem Verf. wenigstens etwas darüber zu erfahren, wie das Vasallenverhältnis der halbabhängigen Hindufürsten zu ihrem Suzerain beschaffen war, wie es um die indischen Kontingente in der Armee des Sultans stand usw.

Somit wird man trotz des Nutzens, der dem Buche zweifelsohne zukommt — sofern man nicht auf die Quellen selbst zurückgehen kann — in Fragen der Verwaltung und des Regierungssystems im Türkenstaate von Dihli immer noch auf die genannten Publikationen von Elliot und Moreland greifen und die dort an verschiedenen Orten zerstreuten Nachrichten vergleichen müssen.

Huyn, Graf Ludwig, u. Josef Kalmer: **Abessinien, Afrikas Unruhe-Herd**. Salzburg: Verlag „Das Bergland-Buch“ [1935]. (364 S., 42 Abb., 7 Ktn.) 8°. RM 5 —; Lw. RM 6 —. Bespr. von E. Littmann, Tübingen.

Dies Buch gleicht einer Sammlung von Aufsätzen im Zeitungsreporterstil mit sensationellen Schlagzeilen. Da finden sich Überschriften wie „Die Nabelschnur der Zivilisation“, „Das Land ohne Städte“, „Das Weinland ohne Wein“, „Der See der Kirchen und Dividenden“ und gar „Codex Justinianus wird Fata negest“ (das abessinische Gesetzbuch Fetha Nagast geht bekanntlich auf einen arabischen Nomokanon zurück, ein Gemisch von Vorschriften aus der Bibel, von kirchlichen Geboten und von römischen Gesetzen) usw. Die drei Hauptabschnitte sind: Das Land wie es ist; Durch Jahrtausende, Jahrhunderte und Tage; Von den Bergen zu den Flüssen.

Die Verf. kennen das Land; sie haben dort gute Beobachtungen gemacht und allerlei Abenteuer erlebt. Sie bieten auch manche Abbildungen, die ihre Ausführungen erläutern

1) Der Titel dürfte besagen, daß jeder dieser Emire 100 Krieger befahlte oder zu stellen hatte (vgl. auch: Masālik al-abṣār bei Elliot III, 577), doch könnten im Hinblick auf Ibn Baṭṭūṭa III, 388 die obersten Verwaltungschefs einer Hundertschaft (صدی) von Dörfern so bezeichnet worden sein, mit einem جَوَاطِرِ (čaudirī, čaudharī) „Polizeihauptmann“ und einem مُتَصَرِّفٍ „Steuereinnahmer“ zur Seite (letzteres die Ansicht von Haig in „The Cambridge History of India“ III, 166 Anm. 2).

und die zuweilen recht gut gelungen und charakteristisch sind. Was sie über das heutige Land, das Volk, die Sitten und Gebräuche, die eigenen Erlebnisse berichten, ist anschaulich geschrieben und wird auch meist den Tatsachen entsprechen. Einiges hiervon ist jedoch durch den italienisch-abessinischen Krieg überholt.

Aber die Verf. erheben auch wissenschaftliche Ansprüche, zuweilen in überheblichem Tone gegen die „Schulwissenschaft“, und geben längere Ausführungen über historische, ethnologische und philologische Probleme, die mit Abessinien verbunden sind. In diesen Dingen herrscht bei ihnen ein schwer zu übertreffender Dilettantismus. Von den unendlich vielen unrichtigen oder schiefen Ausführungen und Bemerkungen will ich hier nur einige wenige mitteilen. S. 97 heißt es: „Es gibt Sprachforscher, die die Gees- und die amharische Schrift für die ältesten der Welt halten, und ihr Duktus erinnert so sehr an weitergebildete Hieroglyphen, daß man daran ungern zweifelt“. Man fragt sich, wer diese „Sprachforscher“ sind, die nichts von der Entstehung der altäthiop. Schrift etwa im 3. Jahrh. n. Chr., von der Bezeichnung der Vokale im 4. Jahrh. n. Chr. und von der Entwicklung der amharischen Sonderzeichen im späten Mittelalter wissen. — S. 134 steht „der von der Hohen Pforte geprägte Gischr (verballhornt aus dem italienischen grosso, das heißt Dickpfennig)“. Man könnte zunächst glauben, daß Gischr ein Druckfehler sei; aber es wird in dieser Form wiederholt. Darauf, daß der Piaster türk. *gurusch*, arab. *qirsch*, amhar. *gərsch* heißt und daß *gurusch* zunächst auf *Groschen* (mittellatein. *grossus*) zurückgeht, braucht hier kaum hingewiesen zu werden. — S. 167 wird behauptet: „Ehe sie Christen wurden, hingen die Axumiten, wie die Abessinier zu jener Zeit genannt wurden, dem Judentum an“. Der Inhalt der aksumitischen Inschriften ist den Verf. unbekannt. — S. 170: „Das im Volke beliebteste Fest ist ‚Fassika‘ (aus dem lateinischen ‚pasca‘), das Osterfest“. Wer mit Sprachgeschichte nicht vertraut ist, soll keine Etymologien machen. — Ebenso verfehlt ist die Behauptung, *Dschani* sei „das Partizip des Gees-Zeitwortes *daiana*“ (S. 303); über die Bedeutung von *Dschanhoi* vgl. Nachr. Gött. Ges. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. 1916, S. 106. — S. 222 wird von einem Kloster auf einer Insel des Tana-Sees gesagt: „Das Kloster besitzt eine Reihe von Büchern in der altäthiopischen Gees-Sprache — leider sind sie von keinem Orientalisten noch übersetzt und als Quelle der Geschichte oder der Religion Äthiopiens verwendet worden“. Die Arbeiten der Orientalisten, die sich in den letzten

50 Jahren mit äthiopischer Literatur beschäftigt haben, besagen das Gegenteil. — S. 234 heißt es: „Schon um das Jahr 1000 v. Chr. — zur Zeit Salomos — herrschten in Äthiopien Könige, die zwei Jahrhunderte später sogar Ägypten eroberten“. Dies Äthiopien soll Abessinien sein; dann wundert man sich auch nicht, wenn Aksum als „von Hyksos-Handwerkern erbaut“ (S. 54) bezeichnet und die Legende von Salomo und Menilek I. als historisch angesehen wird. Kleinere Versehen wie die Verwechslung des Heidelberger Ehrendoktors mit der Ehrenmitgliedschaft der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (S. 331) fallen schon gar nicht mehr auf; aber das während des Weltkrieges erfundene Gerücht, Lidsch Ijasu sei zum Islam übergetreten, sollte hier nicht wiederholt werden (S. 283). Gelegentlich kommen auch Widersprüche vor. S. 99 sind die Schmiede „geschätzt“, S. 112 „als Hexenmeister verschrien“; letzteres ist richtiger. S. 245 heißt es vom Jahre 1868 „zur Regierungszeit des Negus Johannes“ und weiter unten auf dieser Seite wird gesagt, der Nachfolger von Theodoros sei Thekle Gheorgis gewesen. Takla Giorgis II. regierte von 1868 bis 1872, Johannes IV. von 1872 bis 1889. Die Verf. lieben es, ihr Werk mit vielen abessinischen Wörtern auszuschmücken; die meisten werden erklärt, einige wenige nicht. Aber die Umschrift liegt sehr im Argen und zuweilen sind die richtigen Formen schwer zu erkennen. Man kann zwar von einem Reisenden und Jäger, der nicht philologisch geschult ist, keine phonetisch genauen Umschriften verlangen; eher hätte ein wirklicher Kenner der abessinischen Sprachen zu Rate gezogen werden sollen. Aber bei so ungenauer sprachlicher Beobachtung kommt es dahin, daß Fassil und Feisal gleichgesetzt werden (S. 223). In Wirklichkeit ist Fäsil die Abkürzung von Fäsiladas, wohl einer abessinischen Form für Basilides, während Faiṣal als rein arabischer Name bekannt ist.

In der Verlagsanzeige auf dem Umschlag wird hervorgehoben, das Buch sei von einer unbestechlichen Objektivität. Daß diese Objektivität nicht auch Richtigkeit in wissenschaftlichen Fragen einschließt, glaube ich gezeigt zu haben.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Jahrmann, Dr. Werner: *Frankreich und die orientalische Frage 1875/78* (dargestellt nach den französischen Akten). Berlin: Verlag Dr. Emil Ebering 1936. (126 S.) 8° = Historische Studien, Heft 299. RM 5.—. Bespr. von G. Jäschke, Neubabelsberg.

Es ist gewiß nicht leicht, durch das Labyrinth der internationalen Beziehungen zur Zeit

der Orientkrise von 1875/78 hindurchzufinden. Der Verf. sucht unter Heranziehung aller erreichbaren Quellen, insbesondere der französischen Akten, die Stellung Frankreichs zu den Hauptfragen herauszuarbeiten. Sie ist keineswegs eindeutig und sicher, sondern durch mannigfache Rücksichten innerpolitischer Art bedingt. Diese erklären zum Teil auch die Schwenkung der Außenpolitik nach den Kammerwahlen vom 14. Oktober 1877, die den letzten Anstoß dazu gaben, Frankreich immer mehr an die Seite Englands und Deutschlands (!) zu drängen und die Linie des Ministers Decazes zu verlassen, der bereit war, Rußland um jeden Preis zu unterstützen, um das Dreikaiserverhältnis zu zerstören und jede Möglichkeit für die Revanchepolitik auszunutzen. Erst das britisch-türkische Abkommen über die Besetzung der Insel Zypern, das in der französischen Presse einen Sturm der Entrüstung hervorrief, leitete die spätere Wiederannäherung an den vorübergehend verschmähten „schicksalhaften Bundesgenossen Rußland“ ein, wobei man freilich in Paris die Größe der Opfer noch nicht ahnte, die ein solches Bündnis Frankreich gerade im Orient auferlegen mußte, solange Rußland seinem ungehemmten Expansionsdrange nachgab.

Stein, Sir Aurel: *An archaeological tour in the ancient Persis*. Reprinted from Iraq, Vol. III Nr. 2. London: Milford 1936. 4°. S. 111—225, Pl. VIII—XXX. Mit 19 Plänen im Text und 1 Karte. Bespr. von W. Frh. von Soden, Göttingen.

Es ist Steins Verdienst, durch ausgedehnte Reisen in archäologisch bisher unerforschten Gebieten wissenschaftliches Neuland erschlossen zu haben. Nachdem er in den Jahren vorher hauptsächlich die westlichen Randgebiete von Indien mit Belutschistan erforscht hatte¹, bereiste er von November 1933 bis Mai 1934 große Teile der iranischen Provinz Färs, also ein Gebiet, in dem die Entdeckung mannigfacher und wichtiger Siedlungsreste von der ältesten bis in die neuere Zeit hinein zu erwarten war. Die iranische Regierung hatte ihm Muhammad Ayub Khan als Begleiter beigegeben, der gleichzeitig den Auftrag hatte, kartographische Aufnahmen durchzuführen; von dem Ertrag dieser Arbeit zeugt die sauber gezeichnete mehrfarbige Karte am Schluß des Bandes, die allerdings nur für die auf der Reise berührten Gebiete vollständig ausgearbeitet ist. Ausgangspunkt und Endpunkt der Reise war

1) Vgl. dazu Band 37 und 43 der *Memoirs of the Archaeological Survey of India* und A. Stein, *Archaeological Reconnaissances in the Panjab and Southeastern Iran* (London 1937, mir unbekannt).

Schiras; von dort ging es mit mancherlei Abstechern über Firuzabad nach Dschahrüm und Dārāb, dann nach Norden über Nīrīz nach Dehbid und von dort über Persepolis zurück. Wie bei den früheren Reisen suchte St. alle Reste alter Siedlungen, gleich welcher Zeit, die am Wege und nach Erkundigungen bei den Umwohnern in der Nähe davon lagen, aufzufinden, in skizzenhaften Zeichnungen und Lichtbild festzuhalten sowie durch Mitnahme von bezeichnenden Oberflächenfunden der weiteren Forschung Anhaltspunkte für das zu übermitteln, was jeweils zu erwarten ist; gelegentlich wurden überdies noch kurze Probegrabungen zur Feststellung etwaiger älterer Reste durchgeführt. Neben diesen Hauptaufgaben wurde selbstverständlich auch der Eigenart des Landes und seiner heutigen Bevölkerung gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Im Rahmen dieser Besprechung ist es natürlich nicht möglich, auf die einzelnen Ruinenstätten und die an ihnen gemachten Beobachtungen einzugehen; ein paar allgemeine Bemerkungen müssen genügen. Wie schon in Belutschistan richtete St. auch diesmal seine besondere Aufmerksamkeit auf die Überreste der vorgeschichtlichen Kulturen und vor allem deren bemalte Keramik. Von einer starken Besiedelung der Persis in der ältesten Steinkupferzeit zeugen die überaus reichen Funde von Susa I-Keramik an den verschiedensten Plätzen, während die jüngere Buntkeramik (Susa II und verwandte Typen) lange nicht so häufig vorkam. Die Tafeln am Schluß geben eindrucksvolle Proben von der Mannigfaltigkeit der Bemalungsmotive auf diesen Tongefäßen, von denen vollständige Stücke natürlich nur selten geborgen werden konnten. Neben den Fundstätten mit vorgeschichtlicher Keramik sind in diesem Gebiet besonders einige umfangreiche Baureste aus sasanidischer Zeit bemerkenswert; wenn für diese auch meist schon ausführliche Beschreibungen aus älterer Zeit vorliegen, so konnte St. doch noch manche Beobachtungen wichtiger Einzelheiten hinzufügen. In den Beginn der parthischen Zeit gehört ein schöner Zufallsfund aus Tal-i-Zohāk bei Fasā, ein um 200 v. Chr. geschaffener Aphroditenkopf aus parischem Marmor, der leider auf Pl. XXIX zwischen allerlei Gegenständen des täglichen Gebrauchs nicht sehr passend veröffentlicht ist und hoffentlich bald einmal eine eingehendere Behandlung erfährt. Durch recht vielseitige Funde baulicher und anderer Art ist auch die islamische Zeit in diesem Bericht vertreten; Beachtung verdienen besonders die in den Felsen gehauenen Moscheen von Šahr-i-Idsch und Dārāb sowie schöne Beispiele

glasierter Keramik und einige datierbare Münzen. So hat der unermüdliche Forschungsseifer von Sir Aurel Stein auch hier wieder der Wissenschaft reiche Anregungen zur Weiterarbeit vermittelt, und man darf nur hoffen, daß bald einmal Ausgrabungen an einer der als besonders ergiebig ausgewiesenen Ruinenstätten einsetzen und damit einige der durch diesen Bericht aufgeworfenen Probleme ihrer Lösung zugeführt werden.

Stratil-Sauer, G.: Mesched. Eine Stadt baut am Vaterland Iran. Leipzig: Ernst Staneck [1937]. (167 S., 18 Abb., 3 Skizzen.) 8°. RM 5.50. Bespr. von W. Hinz, Göttingen.

„Denn nicht mehr die Ruine von einst, sondern der Bauplatz stellt heute das Leitfossil der morgenländischen Stadt dar.“ Eine treffende Beobachtung, und einer der zahlreichen glücklichen Gedanken des vorliegenden Werkes, in dem sich lebendige Darstellung mit gründlicher Verarbeitung vereint. Geschichte und Geographie, Politik und Landeskunde sind hierbei eine unlösliche Verbindung eingegangen.

Über eine Stadt Irans ein Buch zu schreiben ist eine heikle Sache, wenn der ganze geschichtliche Ablauf erfaßt werden soll, der ja nur aus Dutzenden persischer und arabischer Handschriften und Editionen erarbeitet werden kann. Allein Stratil-Sauer ist diese Aufgabe nicht als Historiker, sondern als Geograph im neuen Sinne angegangen, indem er die Gegebenheiten der erdräumlichen Lage, des Umlandes, der Bevölkerung, der Wirtschaft usw. zugrundelegt. Aus dem ganzen Buch spricht des Verfassers eigene leidenschaftliche Anteilnahme, die im Leser ein Echo weckt und das Gelesene zum Leben bringt.

An die Schilderung einer Pilgerfahrt und des äußeren Bildes Mašhads — wobei die Beschreibung europäischer Bauformen in orientalischer Gewandung besonders gelungen erscheint — fügt sich ein „Entfaltungen“ betitelter Teil, das Kernstück des Buches, das in geistvoller Weise gegliedert ist. Indem nämlich der Verfasser von den natürlichen fünf Bezirken der Stadt ausgeht, d. h. von Heiligtum, Regierungsviertel, Kleinbāzār, Vorstadt und Großbāzār, ergeben sich von selbst fünf Abschnitte über (A) Wallfahrtswesen, (B) Verwaltung und Politik, (C) Landwirtschaft, (D) Industrie und (E) Kleingewerbe. Manche dieser Abschnitte greifen freilich zwangsläufig über Mašhader Verhältnisse weit hinaus und beleuchten die Gesamtlage Irans; so besonders bei Fragen der Politik und Verwaltung. Kürzere Abschnitte über die Be-

wohner und die Sendung Mašhads beschließen das Buch.

Ein beispielhaftes Kennzeichen der tiefgreifenden Wandlung im Verhältnis von Staat und Kirche in Iran bildet die Tatsache, daß der Verfasser auf Grund seiner Erfahrungen aus den Jahren 1931/33 noch schreibt (S. 16): „... das Heilige Viertel ... ist heute noch immer Nichtgläubigen verschlossen“, während gegenwärtig (seit dem Jahre 1936) das Betreten des Mašhader Heiligtums durch Europäer eine geläufige Erscheinung geworden ist.

Bezüglich der Umschrift orientalischer Namen erstrebte der Verf. eine möglichst einfache und faßliche Angleichung an die deutsche Lautgebung. Angesichts dieses vernünftigen Grundsatzes ist nur zu bedauern, daß die angelsächsische Umschreibung kh für h übernommen wurde, obwohl das deutsche ch sicher einfacher und richtiger gewesen wäre. Aus Werken sprachlich ungeschulter Verfasser scheinen auch Formen wie etwa Qiwan-es-Din und Schah Ruk (S. 18) übernommen statt Qewam od-Din und Schah-Roch (Qevāmo'd-Din bzw. Šāh-Roh). Da der Verf. ersichtlich tüchtige praktische Kenntnisse des Neupersischen besitzt, sollte ein wenig Schrift- und Grammatikstudium auch für den Geographen nicht mehr allzu abseitig erscheinen, um seinen ferneren Arbeiten auf dem Gebiet der Erforschung Irans eine letzte Abrundung zu ermöglichen.

Nicht zuletzt bedeutet das Mašhad-Buch Stratil-Sauers einen begrüßenswerten Beitrag zu jenen kulturpolitischen Bestrebungen, die eine Förderung wechselseitigen Verständnisses zwischen Deutschland und Iran zum Ziele haben.

Südasiensien.

Alsdorf, Ludwig: Harivaṃśapurāṇa. Ein Abschnitt aus der Apabhraṃśa-Weithistorie. „Mahāpurāṇa Tisatṭhimaḥāpurisagaṇālaṃkāra“ von Puṣpadanta. Als Beitrag zur Kenntnis des Apabhraṃśa und der Universalgeschichte der Jinas. Hamburg: Friederichsen, de Gruyter & Co. 1936. (XII, 515 S., 1 Taf.) 4^o = Alt- und Neu-Indische Studien, hrsg. v. Seminar f. Kultur u. Geschichte Indiens an der Hansischen Universität, 5. RM 25.—. Bespr. von Hans Losch, Bonn.

In dieser Habilitationsschrift hat uns A. das Muster einer kritischen Textausgabe geschenkt. Sie stützt sich auf drei Handschriften und berücksichtigt alle Glossen, die sich in den offenbar stark durchgearbeiteten Handschriften finden, soweit ihnen „textgeschichtlich-kritischer Wert zukommt, also insbesondere alle, die gegen den Text der Hs., in der sie stehen, eine andere Lesart bezeugen“ (S. 133).

Die Glossen der Handschriften bezeugen, „daß auch ABC zusammen noch nicht direkt auf den Originaltext Puṣpadanta's führen“ (S. 132). Die eigentliche Textausgabe ist von größter Sorgfalt, die Orthographie, die ja bei einem Apabhraṃśatext besondere, entsagungsvolle Aufmerksamkeit erfordert, ist nach eingehend skizzierten Grundsätzen (S. 140—53) berücksichtigt. Die Übersetzung ist zugleich von peinlicher Genauigkeit, wovon die Anmerkungen Zeugnis ablegen, und Lesbarkeit. Das Glossar erschließt den Wortbestand unter Stellenangabe, wobei auch nicht-sanskritische Äquivalente dankenswerter Weise angeführt sind. Sehr zu begrüßen ist das Verzeichnis der Eigennamen, das aus dem Wirrsal indischer Namen heraushilft.

Der wesentlichste, die ganze Indologie angehende Teil ist die 199 S. umfassende „Abhandlung“. Sie orientiert uns zunächst über Herkunft und Zeit sowie dichterische Leistung Puṣpadanta's. P. hat das Mahāpurāṇa zwischen 949—71 n. Chr. unter dem Rāṣtrakūṭa Kṛṣṇa III. in Mānyakheta abgefaßt. Eine Tafel auf S. 10 orientiert über die zeitgeschichtlichen Daten. Dann beginnt die Behandlung des Harivaṃśapurāṇa, das die Geschichte Nemi's, Kṛṣṇa's, Balarāma's und Jarāsandha's zum Gegenstand hat. Eine summarische Inhaltsangabe belehrt uns darüber, daß das Harivaṃśapurāṇa „die Jaina-Entsprechungen von Harivaṃśa, Bhṛatkathā und Mahābhārata zu einem Ganzen verflücht, durch die sich als rein jainistischer Bestandteil noch das Nemi-carita hindurchzieht“ (S. 12). Da, wie A. feststellt, der größere Teil des im HP behandelten Stoffes wie überhaupt das HP praktisch so gut wie unbekannt geblieben ist, versucht A., durch Darstellung des Inhalts und Vergleich der wichtigsten und ältesten Fassungen des HP untereinander und mit Puṣpadanta's Werk den Weg für künftige Arbeiten zu bahnen, die sich mit den im HP behandelten Themen befassen (S. 13). Die gestellte Aufgabe löst A. mit einer, soweit ich sehen kann, bis in die feinsten Zweige reichenden Genauigkeit, die ich an Hand einer genauen Inhaltsangabe des 8. Parvan von Hemacandra's Triṣaṣṭiśālākāpurūṣacarita, die ich für noch nicht abgeschlossene Kṛṣṇa-Studien vor längerer Zeit angefertigt habe, nachprüfen konnte. A. behandelt Jinasena's HP (Śāka 705), den angeführten Abschnitt aus Hemacandra's Werk und die einschlägigen Abschnitte der Vasudeva-hiṇḍi des Sanghadāsa Gaṇin, über die A. eine Sonderarbeit ankündigt, der wir angesichts der Bedeutung und des allgemeinen Interesses des Textes als einer „Jaina-Bhṛatkathā“ — nach

dem kleinen Vorgeschmack, den uns A. in ZDMG 89, 275ff. gegeben hat, — mit außergewöhnlicher Spannung entgegensehen. Es sei erwähnt, daß A. auf grund der höchst merkwürdigen, sehr altertümlichen Sprache des Werkes es für wahrscheinlich hält, daß es lange vor dem 6. Jahrh. n. Chr. anzusetzen ist (S. 35). Nach genauer Darlegung des Pradyumnacarita kommt A. in der Zusammenfassung der Ergebnisse zum Schluß des literarhistorischen Abschnittes seiner Abhandlung. Wesentlich erscheint vor allem die Beantwortung der Frage nach dem Grunde der Verschiedenheiten, die die verschiedenen HP-Versionen aufweisen. Sie erklären sich dadurch, „daß die von den Śvet.s am weitesten abweichende Version Guṇabhadras die eigentliche Digambara-Tradition darstellt, während wir in Jināsenas HP den Versuch vor uns haben, diese abweichende Tradition nachträglich mit der der Śvetāmbara's — aus der Jināsena in weitestem Maße schöpft — wieder zu vereinigen“ (S. 118). Ferner stellt A. einen volkstümlichen Zug bei Guṇabhadra und Puṣpadanta in sprachlicher und sachlicher Beziehung fest, der „vielleicht für die Digambara-Tradition überhaupt charakteristisch ist“ (S. 119). Und endlich muß noch hervorgehoben werden, daß A. zu dem Ergebnis kommt, daß „die Entstehung der Brhatkathā mindestens bis ins erste, eher ins 2. vorchristliche Jahrhundert, wenn nicht sogar noch weiter hinaufgeschoben ist“ (S. 122).

Mit außerordentlichem Scharfsinn und peinlicher Genauigkeit hat A. S. 134—83 einen grammatischen Abriß des Apabhraṃśa im vorliegenden Texte gegeben, den man als grundlegend für alle weiteren Apabhraṃśa-Studien bezeichnen darf. Es würde den verfügbaren Raum überschreiten, wollte ich näher auf diesen Teil der Arbeit eingehen. Nur einiges sei herausgestellt. Die Vertretung von Skt. *ṣu* durch *ṣṭh*, über die Jacobi in Indogermanischen Forschungen XLV, 168ff. gehandelt hatte, erklärt sich durch die „Besonderheit des dem Apabhraṃśa zugrunde liegenden Sprachgutes“ (S. 130). Aus der Lautlehre sei auf die ungewöhnliche Kontraktion von *aya* zu *ā* (§ 25a) und einen Silbenverlust wie in *ura* statt *uyara* = *udara* (§ 26) hingewiesen. Die Formenlehre überzeugt von der Richtigkeit des Satzes, „daß der Apabhraṃśa im allgemeinen eine ebenso geregelte und bestimmte Sprache ist wie die meisten Prakrits“ (S. VII). Dankbar zu begrüßen sind auch die syntaktisch-stilistischen Bemerkungen. Hier treten vor allem „Namen-synonymik“ und „Namen-Algebra“ hervor. Zu dem S. 177 angeführten Vergleich mit Daśapūrvaratna in Raghuvamśa VIII, 29 sei

ferner auf Śiśupālavadhā I, 42 *hiranyapūrvaṃ kaṣipum pracakṣate* und Kirātārjunīya XVIII 44 *dhanurupapadam asmai vedam abhyādideṣa* hingewiesen.

Eine interessante Altertümlichkeit hat sich in dem Genetiv des Zieles erhalten, der dem im gewöhnlichen Sanskrit nicht lebendigen Dativ des Zieles bei Pāṇ II, 3, 12 entspricht (§ 71).

Mit dem Abschnitt über die Metrik schließt die Abhandlung. Das schwierige Gebiet wird klar und einleuchtend beleuchtet. Dabei fällt ein interessantes Streiflicht auf den Vielschreiber Hemacandra, der ein- und dasselbe Metrum zweimal nach den Traditionen zweier Schulen als angeblich 2 verschiedene Metra behandelt (S. 189).

Das Werk stellt dem Verfasser und seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit ein gutes Zeugnis aus. Die Tradition Weber's und Jacobi's wird hier in vorbildlicher Weise weitergeführt, so daß der maßgebliche Anteil, den die deutsche Indologie an der Durchforschung des Jainismus hatte, auch für die Zukunft gesichert ist.

Ostasien.

Levis, John Hazedel: *Foundations of Chinese Musical Art*. Illustr. with Musical Compositions. Peiping: Henri Vetch u. Leipzig: Harrassowitz 1936. (XIII, 233 S.) gr. 8°. RM 15.—. Bespr. von Hans Eckardt, Neckargemünd.

Der Verfasser, der — wie aus dem Buchumschlag ersichtlich ist — über 25 Jahre als „lecture-recitalist“ und „successful composer“ in China gelebt hat, unternimmt den Versuch, eine möglichst umfassende Darstellung der musikalischen Kompositionsprinzipien, des Tonmaterials und seiner Skalenordnungen, sowie der Tonschrift der Chinesen zu geben.

Das Hauptkapitel des Buches besteht aus Umschriften chinesischer Musikgedichte (music-poems) in europäische Notation und Analysen ihrer musikalischen Bewegungselemente und Formen.

Wenn der Verfasser zur Erhärtung seiner Anschauungen die Tatsache, daß die chinesischen Tonakzente als Basis einer jeden musikalischen Melodiebildung wirksam sind, als eine Entdeckung behandelt, die eine Reihe von graphischen Darstellungen benötigt, so ist dagegen gewiß ebensowenig einzuwenden wie gegen die Bezeichnung „Neumen“ für die melodische Bewegung steuernden chinesischen Ideogramme. Wenn sich der Verfasser jedoch mehrfach zu Vergleichen zwischen europäischer und chinesischer Einstellung zu Harmonik und Melodik verleiten läßt, um daran der europäischen Musikentwicklung den Sinn für Melo-

die sozusagen abzusprechen, den Hauptgrund für das Fehlen jeder harmonischen Entwicklung in der chinesischen Musikgeschichte jedoch in der betont starken Hinwendung zur Melodiebildung zu finden meint (S. 8), so können solche Vergleiche keinen Anspruch darauf erheben, ernst genommen zu werden.

Auch Wertungen wie: the Chinese have had a distinct advantage over other peoples in the formulation and development of a melodic art (S. 14), oder: very few true songwriters exist in the Western world of music (S. 40), oder: thus Shen Yüeh (441—513 p. Chr.) is even more important to melody in Chinese music than is Bach (1685—1750) to harmony and counterpoint in Western music because he was the founder of the system (der Melodik), whereas Bach based his development upon the best models of musical craftsmanship that he could find in his time (S. 47/8), usw. mindern den objektiven Wert des Buches zumindest herab.

Erfreulich sind die Kapitel „Scale Structure“ und „Notation“. Der Verfasser informiert kurz und übersichtlich über die verschiedenen Skalen und deren Bedeutung. Die Aufstellung einer neunstufigen Skala, die durch die Verwendung von *chê-tsu* (turning notes) entsteht und dem Chiang Kuei (Sungzeit) zugeschrieben wird, mutet etwas gewaltsam an, eröffnet jedoch interessante — leider nur allzu kurz angedeutete — Einblicke in eine bislang nur ungenau bekannte Entwicklung der chinesischen Leitersysteme. Als Mangel empfindet der Leser die fehlenden Literaturhinweise an Ort und Stelle; denn „in some authoritative works“ (S. 71) oder „this agrees with Chinese theoretical works upon the subject“ (S. 74) kann nicht befriedigen, trotz der sehr verdienstvollen Aufstellung chinesischer Werke am Schluß des Buches. Die folgende Notiz auf S. 73 „since the Chinese modes are identical with the ancient Greek ones, the names of both are indicated“, bedarf einer kleinen Berichtigung. Der Verfasser gibt irrtümlicherweise nicht die „ancient Greek ones“, sondern die griechischen Namen der mittelalterlichen Kirchentonarten an. Der vom Verfasser als Dorisch bezeichnete Modus D—d wäre demnach das altgriechische Phrygisch, der als Phrygisch bezeichnete Modus E—e dagegen entspräche dem altgriechischen Dorisch und so weiter und durch das ganze Buch hindurch; ganz abgesehen davon, daß die altgriechischen Tonskalen mit ihrem streng tetrachordischen Bau und der darin entscheidenden Lage des Halbtonschrittes doch nicht so ganz ohne weiteres mit dem chinesischen Tonsystem in Beziehung gesetzt werden sollten.

Das Kapitel „Notation“ bietet dem Leser auf kürzestem Raum eine Übersicht über die gebräuchlichsten Tonschriften, ihre zusätz-

lichen Symbole, die Taktnamen und rhythmischen Zeichen, um darauf das große Kapitel der Umschrift und Analyse von „music-poems“ folgen zu lassen. (Die ersten vier Beispiele benutzen eine „tonal superstructure“ auf ältere „Neumennotationen“ durch Hsieh Yüan-huai aus dem Jahre 1848, also eine recht moderne Tonschrift; die übrigen Beispiele bringen Übertragungen „ungemessener“ Musik aus der alten Lü-Notation der Sungzeit.) Selbst wenn die Transkriptionen in unser Notensystem nur das melodische Gerüst abgeben mögen, das mit der wirklichen Ausführungsart des chinesischen Sängers wohl kaum mehr als die aufgezichneten melodischen Schwerpunkte gemeinsam gehabt haben dürfte (vgl. hierzu E. M. v. Hornbostel, Ch'ao-t'ien-tze, eine chinesische Notation und ihre Ausführungen, in: Archiv f. Mus.-Wiss. I, 4), so bieten die Umschriften doch anregendes Material, das der Verfasser indessen vom tonalen Standpunkt aus — und dieser allein kann uns mit den Funktionen des chinesischen Tonsystems bekanntmachen — fast unberührt liegen läßt. Die mannigfachen formalen Analysen dagegen, das Auszählen positiver und negativer Bewegungselemente, die schematischen Darstellungen ausgewogener Formverhältnisse, die Gegenüberstellungen ähnlicher melodischer Perioden — und dies alles in kunstvoll erdachten, mühsamen Diagrammen —, geben dem Werk zwar einen wissenschaftlichen Charakter, vermögen jedoch kaum zu überzeugen, da der zusammenfassende geistige Überbau fehlt.

Die Anwendungsmöglichkeit des chinesischen Neumensystems zur melodischen Analyse symphonischer europäischer, ja jeder Art von Kompositionen überhaupt „in order to reach a more precise understanding of structure“ (S. 213) am Schluß des Buches allen Ernstes zu empfehlen, ist so abwegig, daß darüber kein Wort zu verlieren ist.

Hummel, Arthur W.: *Some Eminent Chinese of the Seventeenth Century. Twenty-two Biographies from a Proposed Dictionary of Ch'ing Dynasty Biography.* Baltimore, MD.: Waverly Press; Washington, D. C.: American Council of Learned Societies 1936. (VI, 21 S.) 4^o = Specimen Biographies. Bespr. von O. Franke, Berlin.

In Amerika regt sich der Sinn für ernste sinologische Arbeit in überraschendem Maße. Während in manchen Ländern Europas das Interesse an der wissenschaftlichen Erforschung von Chinas Kultur und Geschichte zu erlahmen scheint, jedenfalls ausreichende Mittel für so „abgelegene“ Dinge nicht mehr zur Verfügung stehen, lebt in dem sonst so „praktischen“ Amerika dieses Interesse zusehends

auf und wirkt sich in recht greifbarer Form aus. Man beginnt, die in den letzten Jahrzehnten dort aufgehäuften riesigen literarischen, archäologischen und künstlerischen Schätze nutzbar zu machen, und wir verdanken dem bereits mehrere wissenschaftliche Arbeiten von beträchtlichem Wert. Und jetzt hat man sich an ein Unternehmen gemacht, das in dieser Form zur Zeit eben nur in Amerika durchführbar ist und das von der gesamten Sinologie des Abendlandes mit froher Erwartung begrüßt werden muß. Es geht wohl im wesentlichen auf die Anregungen des rührenden Direktors der „Abteilung für chinesische und japanische Literatur“ in der Kongreß-Bibliothek zu Washington mit ihren unschätzbaren Sammlungen, A. W. Hummel, zurück, und der machtvolle „American Council of Learned Societies“ hat die Durchführung übernommen.

Es handelt sich — um das Ganze auf einen einfachen Ausdruck zurückzuführen — um die allmähliche Schaffung einer Enzyklopädie der chinesischen Geschichtswissenschaft. Und zwar soll diese Enzyklopädie die Form einer umfassenden Sammlung von Biographien erhalten. Das mag dem Nicht-Sinologen zunächst seltsam erscheinen, aber wer einmal in der chinesischen Geschichtsliteratur gearbeitet hat, der weiß, daß der größte, wertvollste und anschaulichste Teil der chinesischen Geschichte in den vielen tausenden von Biographien irgendwie hervorragender Personen steckt, die in den Annalenwerken verstreut sind; und er weiß weiter, welches Maß von Mühe und Arbeit es erfordert, diese Biographien nach dem gesuchten Stoffe zu durchforschen. Der Weg also, den das Unternehmen zu seinem Ziele gewählt hat, ist der richtigste, fast möchte ich sagen, der allein mögliche. Natürlich kann keine Rede davon sein, nun etwa die sämtlichen Biographien übersetzen zu wollen; das würde ein ebenso uferloser Plan sein wie jener andere, der immer wieder einmal in Köpfen ohne Augenmaß auftaucht, die ganzen Annalenwerke mit Haut und Haaren in ein europäisches Sprachgewand zu stecken. Der Herausgeber und seine Berater haben in weiser Beschränkung von Übersetzungen überhaupt abgesehen und statt dessen aus den chinesischen, oft unerträglich weitschweifigen Texten kleine Monographien gemacht, bei jeder von diesen aber die chinesische, japanische und europäische Literatur angegeben, in der ausführlicherer Stoff über die Persönlichkeit, ihr Wirken und die Zeitumstände ihres Lebens zu finden ist. Des weiteren hat man sich zunächst erst einmal auf eine kürzere Zeitspanne, näm-

lich auf die letzte Dynastie der Ts'ing von 1644 bis 1912 beschränkt. Dieser verhältnismäßig kleine, aller bombastischen Ankündigungen bare Anfang erweckt weit mehr Vertrauen als es in der Luft schwebende Riesenprogramme getan hätten, an deren Ausführung doch niemand glaubt.

Man hat für den Zweck in der Kongreß-Bibliothek eine „Zentralstelle für fernöstliche Studien“ eingerichtet, und diese hat ihre Tätigkeit im September 1934 aufgenommen. Bis zum 1. März 1936 hatten ihre Mitglieder zusammen mit anderen Gelehrten über vierhundert Biographien von hervorragenden Personen des 17. Jahrhunderts — man bekommt hier einen Begriff von dem Umfang der Aufgabe — zusammengestellt, das ganze Werk (nur für den genannten Zeitraum) wird etwa 1500 enthalten. Von den vierhundert werden zweiundzwanzig hier als eine erste Probe vorgelegt. Jedes einzelne Stück trägt den Namen seines Verfassers; von den Mitarbeitern sind zehn Amerikaner (vielleicht sind auch einige Europäer darunter), neun Chinesen und drei Japaner, also ein erfreuliches Bild der Zusammenarbeit, von der sonst erheblich mehr geredet als verwirklicht wird.

Eine flüchtige Durchsicht der Biographien genügt, um zu erkennen, welche Fülle von geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Stoff sich hier auftut. Man erhält einen Einblick in die verzweifelten Versuche der Chinesen in den Yangtsé- und den Süd-Provinzen, die Ming-Dynastie gegen die eingedrungenen Mandschus zu retten und Hilfe im Auslande (Japan, Annam u. a.) zu erhalten, aber auch in die harten Methoden, mit denen die Eroberer den Widerstand brechen mußten. Dabei werden auch die inneren Umtriebe und Zwistigkeiten sichtbar, die das zur Regierung kommende Herrscherhaus zeitweilig in große Gefahr brachten. Interessante volkskundliche Fragen tauchen auf, wie der Ursprung des jūjutsu 柔術 („Jiu-jitsu“) in Japan durch chinesischen Einfluß (S. 3), der Opfertod der Kaiserin Abahai beim Ableben ihres Gemahls Nurhaci, des ersten Eroberers von der neuen Dynastie (S. 15), — hier vermißt man unter den Literaturangaben den Aufsatz von Walter Fuchs, Der Tod der Kaiserin Abahai i. J. 1626, in den „Monumenta Serica“ I, 71 ff. — und vieles andere. Man kann nach dieser Probe ermessen, welches Quellenmaterial zur Verfügung stehen wird, wenn die 1500 Biographien vorliegen werden. Und hoffentlich geht dann die Arbeit weiter. Ein bescheidener Wunsch möge noch gestattet sein. Mit chinesischen Schriftzeichen für Namen und Ausdrücke

sollte man möglichst freigebig verfahren. Für Namen wie Ch'ung-ming und Kua-chou S. 4, oder Ssü-ming ebenda, oder für *po-hsüeh hung-tz'ü* S. 5, 8 und 19 sind die Zeichen wenigstens wünschenswert, dafür könnten sie für einen Titel wie Sui schu getrost fortbleiben. Der kommende Index verspricht allerdings die notwendige Ergänzung.

Für den Benutzer der Biographien, der umfassendere Studien treiben will, wird es notwendig sein, daß er nicht bloß die Annalenwerke, insbesondere die der Ming- und Ts'ing-Dynastie, sondern auch die Nummern 9 und 24 der vom Harvard-Yenching-Institut in Peiping herausgegebenen Index-Reihe zur Hand hat, weil auf diese ständig verwiesen wird. Wenn dann in dem für den Schluß in Asiatic gestellten Index Namen und Sachen enthalten sein werden, so wird die „Zentralstelle“ ein Werk geschaffen haben, auf das der Sinologe so wenig wird verzichten können und wollen wie auf ein gutes Wörterbuch.

Fuchs, Walter: Beiträge zur Mandjurischen Bibliographie und Literatur. Tōkyō: Deutsche Gesellschaft. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, in Komm. bei O. Harrassowitz, Leipzig 1936. (VI, 146 S., 17 Abb. auf 8 Taf.) gr. 8^o = Suppl. der Mitteil. d. Deutschen Gesellschaft. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, XIV. RM 10 —. Bespr. von E. Haenisch, Berlin.

Die Mandchustudien haben bei uns in Deutschland eine Überlieferung, die sich an die Namen Gabelentz und Grube knüpft. Die Berliner Staatsbibliothek besitzt eine der größten Sammlungen mandschurischer Literatur, organisch aufgewachsen im Zusammenhang mit der ständigen Arbeit an der Berliner Universität und gerade in den letzten Jahrzehnten stark ausgebaut. Die einzige systematische Bibliographie war bisher B. Laufers „Skizze der manjurischen Literatur“ von 1908¹. In den dreißig Jahren seitdem hat sich unsere Kenntnis vom mandschurischen Schrifttum beträchtlich erweitert. Mit dem Sturze des Kaiserhauses und der Auflösung der Bannerverbände kam eine Menge mandschurischer Bücher in den Handel. Unter den Bücherschätzen des Palastes, die in die Staatssammlungen übergingen, hat neuerdings glücklicherweise auch die Mandschu-Literatur die gebührende Beachtung gefunden und fachkundige Bearbeiter, deren Zahl in China ja nicht groß ist. Diese Sammlungen an den Bibliotheken sind so reich und zeigen so viel bisher noch Unbekanntes,

daß ein kurzer Besuch noch keine richtige Durchsicht ermöglicht. Die Peking National-Bibliothek hat uns einen ausführlichen Katalog der mandschurischen Bücherbestände in der nördlichen Hauptstadt beschert. Jetzt bietet uns ein Fachmann wie Walter Fuchs, der von Mukden aus die mandschurischen, Peking und japanischen Bibliotheken überschauen kann, in einer großangelegten Bibliographie das Ergebnis seiner jahrelangen Studien in allen diesen Sammlungen sowie seiner eigenen, offenbar auch beträchtlichen Bibliothek. Wir müssen ihm dafür Dank wissen und auch der alten gelehrten Gesellschaft in Tokyo, die das Erscheinen eines so wichtigen Werkes in deutscher Sprache ermöglicht hat.

Fuchs bespricht zunächst eine Reihe von Werken, die bisher in Katalogen noch nicht aufgeführt sind. Es sind dies sechzig Nummern, also eine bedeutende Anzahl, größtenteils Vokabulare, Sprachbücher, Reglements und ähnliche Werke, darunter sicher manche, die der Beachtung wert sind.

Im Teil III seiner Bibliographie behandelt Verf. die Werke der früheren Mandschu-Literatur vor der Kanghi-Zeit (1662). Er verbreitet sich vor allem über das *Hafu buleku*, das den chinesischen Titel *T'ung-kien* 通鑑 trägt, tatsächlich aber die Übersetzung des sogenannten *Fêng-chou kang-muh* darstellt, des großen Geschichtswerkes *Kang-kien hui-t's'uan* 綱鑑會纂 von Wang Shi-chen 王世貞 (Wang Fêng-chou 王鳳洲, 16. Jhrh.). Dies Werk ist also früher zur Übersetzung gewählt worden als das weit ältere und weit bekanntere *Tz'ê-chi t'ung-kien kang-muh*. Da man keine Angabe des Standorts findet, bezieht sich F. wohl auf das Exemplar der Nationalbibliothek. Die Palastbibliothek besitzt im Ms. auch ein doppelsprachiges Fragment des *Yü-pi li-tai t'ung-kien tsih-lan* 御批歷代通鑑輯覽 = *Han-i araha jalan jalan-i hafu buleku bithe*, Kommissionsarbeit von 1767, vorhanden zwanzig Hefte. Von diesen drei großen Geschichtswerken hat sich in der Mandschuübersetzung nur das *Tz'ê-chi t'ung-kien kang-muh* durchgesetzt. Deshalb sind aber die beiden anderen nicht unwichtig. Sie enthalten selbständige Fassung und andere Kommentare. Die Herausgabe dieser Mandschuübersetzungen würde das Studium der chinesischen Originale sehr erleichtern. Zu F.s Fußnote 3 auf S. 40, auch Fußnote 4 auf S. 124 ist zu bemerken: Mit der Angabe über *San-kuoh-chi* 三國志 auf S. 28 seiner „Skizze“ ist B. Laufer zweifellos einem Irrtum zum Opfer gefallen. Bis uns das Exemplar der Columbia-Universitäts-Sammlung oder der Bibliothek in Port Arthur, etwa

1) Wl. Kotwicz hat vor 8 Jahren eine bibliographische Zusammenstellung der Bestände aus den europäischen und amerikanischen Bibliotheken angeregt.

in Photowiedergabe des ersten Blattes, vorgelegt wird, können wir an eine Mandschu-übersetzung des Annalenwerkes *San-kuoh chi* nicht glauben, während die Übersetzung des Romans *San-kuoh chi yen-yi*, über die L. nichts erkunden konnte, ja durchaus bekannt ist (sogar in zwei Ausgaben) und auch vor dreißig Jahren schon in Peking leicht zu erwerben war. Ob wohl die Verwechselung aus dem Titel herrührt: mit den *San-shi* 三史? So werden die Annalen der drei Fremddynastien *Liao*, *Kin* und *Yüan* bezeichnet. Die Mandschufassungen dazu sind bekannt als *Dai Liyoo*, *Aisin* und *Dai Yuwan gurun-i suduri biithe*.

Weniger bekannt ist die von F. in Teil VII S. 81 besprochene Ms.-Übersetzung *Ming gurun-i suduri biithe*. Und noch nicht ausgesprochen ist, daß es sich bei diesen vier großen geschichtlichen Werken keineswegs um Übersetzungen der chinesischen Annalen, etwa der chronologischen Teile, der *pên-ki*, handelt — der in Klaproths mandschurischer Chrestomathie gebrachte Abschnitt aus der Mongolengeschichte erweckt diesen Eindruck — vielmehr um eine besondere Abfassung aus den Gesamtwerken, vor allem auch aus dem biographischen Teil.

Wichtige Angaben bringt F. in Teil IV über die altmandschurische Schrift: Die alte Orthographie war nicht nur nicht einheitlich sondern durchaus unsicher und oft falsch.

Teil V ist den *shih-luh* 實錄 der Dynastie gewidmet d. h. der originalen, erstmaligen Redaktion der Staatsakte durch das Geschichtsamt, welche die Grundlage für den chronologischen Teil der Dynastiegeschichte abgibt: eine gewaltige handschriftliche Sammlung von etwa viertausend Heften. F. bietet uns bibliographische Daten dazu, über die Abfassung, die Redakteure usw.

Teil VI handelt von Chinesisch-Mandschurischen Spezialphrasensammlungen, d. h. Wortverbindungen 成語 *ch'êng-yü*. Das sind Vokabeln, meist technischer Art, z. B. aus der Amtssprache. Da diese Listen höchst wichtige Ergänzungen zu den nur Einzelwörter enthaltenden Lexika darstellen, wäre eine Bearbeitung ihres Stoffes sehr erwünscht. Wichtig ist schon, daß wir von einigen bis dahin unbekannten Werken erfahren.

Teil VII und VIII bieten Nachträge und Ergänzungen zu den bibliographischen Vorarbeiten, so zum Pekinger Katalog, und gehen besonders auf die großen Aktenwerke zu den Kolonialkriegen ein.

Teil IX handelt von der mandschurischen Siegelschrift, Teil X gibt eine Liste der in

Mandschu abgefaßten Biographien aus dem Geschichtsamt. Es sind etwa 1220 Nummern, von denen ein Drittel im Besitz der Universitätsbibliothek Tokyo ist. Eine Anzahl Doubletten sind darunter. Allein die beiden Teile V und X zeigen, daß sich die Geschichte der mandschurischen Dynastie ohne Heranziehung des mandschurischen Quellenmaterials nicht bearbeiten läßt.

Teil XI enthält eine Liste der ältesten Schriftwerke bis 1661, weiter der Raritäten, der Wörterbücher und der Verlagsanstalten, von denen 39 zusammenkommen. M. W. haben auch die Bannergarnisonen in Kanton und in Kuei-hua (Kuku hoto) Druckereien gehabt, in denen Mandschu-Druckplatten geschnitten wurden. Ein Index (Teil XII) der Titel und Verfasser in Chinesisch und Mandschu beschließt das Werk, das in seiner Reichhaltigkeit und Genauigkeit alles übertrifft, was wir bisher auf diesem Gebiete besitzen.

Unrichtig, zum mindesten mißverständlich, bleibt nur — dies sei zum Schlusse gesagt — die Bemerkung auf dem Geleitblatt des Verlages: daß die Mandschustudien in Europa seit zwanzig Jahren geruht hätten. Sie haben, gerade bei uns in Deutschland, nicht ein einziges Jahr geruht, weder im Studium noch in der Publikation. Ja, es ist vielleicht selten so viel gerade auf diesem Gebiet gearbeitet worden, wie in der letzten und jetzigen Zeit. Ein Blick in die zehn Jahrgänge der Fachzeitschrift *Asia Major* bestätigt das. Darum eben brauchen und begrüßen wir das vorliegende Werk, und wir hoffen, daß die glücklichen Besitzer der reichen Bücherschätze, die Bibliotheken in China, der Mandschurei und Japan, Mittel finden werden, ihre wichtigen Unica der Forschung zugänglich zu machen.

Yano, Tsuneta, u. Kyoichi Shirasaki: *Nippon. A Charted Survey of Japan*, 1936. Tokyo: Kokusei-Sha [1936]. (XXXVI, 487 S., 95 Illustr., 181 Charts, 314 Tables.) 8°. Bespr. von H. Rosinski, Berlin.

Die umfassende und gehaltvolle Übersicht über das gesamte japanische Wirtschaftsleben, die T. Yano, Präsident der First Mutual Life Insurance Co. in Tokyo und Mitglied des Bureau of National Resources Research sowie der Central Government Statistical Commission unter diesem Titel vorlegt, muß unzweifelhaft zu den wertvollsten wie zu den originellsten Werken unter den neuen Beiträgen zur japanischen Wirtschaft gezählt werden.

Ursprünglich ein Schulbuch — dazu bestimmt, der heranwachsenden Jugend Japans ein klares Bild des Wirtschaftsschicksals zu vermitteln — hat die Arbeit seit ihrem ersten

Erscheinen 1926 in Japan selbst so starken Anklang gefunden, daß der Herausgeber sich nunmehr dankenswerterweise zu einer englischen Übersetzung entschlossen hat. Der dem ursprünglichen Zwecke entsprechend äußerlich stark populäre Eindruck des Werkes, der durch die zahlreichen Abbildungen und die Fülle der technisch recht primitiven, wenn auch häufig überraschend lehrreichen Diagramme noch weiter verstärkt wird, darf jedoch über seine hervorragende Brauchbarkeit nicht hinwegtäuschen. Gewiß ist die Darstellung selbst sehr einfach und allgemeinverständlich ohne feinere wirtschaftstheoretische Erörterungen gehalten, aber darum keineswegs primitiv in ihren Fragestellungen, noch ohne selbständigen Wert.

Je weiter man sich in sie vertieft, um so mehr lernt man die ungewöhnliche Sachkenntnis und Klarheit schätzen, mit der hier die Grundlagen des heutigen japanischen Wirtschaftsaufbaus vor dem Leser ausgebreitet werden, wenn auch unter der Fülle des Tatsachenmaterials die großen Gesichtspunkte manchmal nicht ganz zu ihrem Rechte kommen.

Gerade die Fülle des verarbeiteten Tatsachenmaterials ist es, welche die Arbeit gerade für den mit der sonstigen japanischen Wirtschaftsliteratur bereits Vertrauten als hochwillkommene Ergänzung zu dem gleichzeitig vom wirtschaftswissenschaftl. Büro des Mitsubishi-Konzerns herausgebrachten Standardwerke so wertvoll macht. Nicht nur, daß eine ganze Reihe teils wichtiger (Fischerei), teils weniger bedeutsamer (Teile der chinesischen Industrie; Post und Telegraphenwesen) Wirtschaftsgebiete, die dort unter den Tisch gefallen sind, hier eine höchst erfreuliche Berücksichtigung finden, ergänzt die Arbeit weiterhin das ohnehin schon überaus reiche Material an Spezialstatistiken des Mitsubishiwerkes durch eine ganze Reihe weiterer (landwirtschaftliche Maschinen, Baumwollübersicht, Sojabohnen, Fischmehl, Salz, Schrott, Elektrowirtschaft, Holzverbrauch der Zelluloseerzeugung usw.). Dazu kommt ferner die Fülle von höchst wichtigen, fast durchweg sonst unzugänglichen Angaben, die — leider ohne Angabe der Quelle — allenthalben in den Text eingestreut sind.

In diesem Sinne, als in vielen Punkten geradezu unentbehrliche Ergänzung des großen Mitsubishiwerkes, muß die Arbeit, die sich zudem durch eine angenehm sachliche, von allem propagandistischen Übereifer freie, freilich auch unzweideutig großkapitalistische Einstellung (Steuerfragen!) auszeichnet, zu den allerwertvollsten Neuerscheinungen der jüngsten Japanliteratur gerechnet werden, von der nur zu

wünschen ist, daß auch in Zukunft die weiteren Veröffentlichungen uns in englischer Übersetzung zugänglich gemacht werden möchten.

Mitteilung der Schriftleitung.

Herr Dr. B. Spuler legt mit Rücksicht auf die Besprechung seines Buches über die Minderheitenschulen der europäischen Türkei, s. Sp. 638f. Wert darauf, festzustellen, daß eine Darstellung der Zeit nach 1909 von ihm hier gar nicht beabsichtigt war, daß vielmehr die wenigen Hinweise auf diese Zeit nur als Schlußbemerkungen gedacht waren.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* — Besprechung: der Besprecher steht in ()

Antike und Christentum

Diese einzigartige Zeitschrift erfüllt je länger je mehr mit Bewunderung. Alleiniger Autor sämtlicher Artikel ist nach wie vor der Herausgeber, Franz Joseph Dölger. Aus dem schier unergründlichen Schatz seiner Gelehrsamkeit gibt er immer neue Beiträge zur Erkenntnis der religionsgeschichtlichen Hintergründe des frühen Christentums und zu einer daraus erwachsenden klareren und schärferen Bestimmung des — religionsgeschichtlich gesehen — der biblischen Religion Eigenen und Eigentlichen. Ausführliche Register am Schluß jedes Jahrgangs helfen, die Schätze des Werkes erschließen.

4 1933/34:

2 95—109 F. J. Dölger. Der Einfluß des Origenes auf die Beurteilung der Epilepsie und Mondsucht im christlichen Altertum (die Erklärung des Origenes zu Mth. 17,15 setzt dämonische Besessenheit voraus; infolge seines exegetischen Einflusses ist dann die Epilepsie durch das ganze christliche Altertum hindurch als Besessenheit gewertet worden). — 110—37 Ders. Der Ausschuß der Besessenen von Oblation und Kommunion (Gründe: Ansteckungsfurcht, kultische Unreinheit des Epileptikers, Sorge einer Berührung des Allerheiligsten mit den Dämonen). — 138—46 Ders. Die Eingliederung des Taufsymbols in den Taufvollzug nach den Schriften Tertullians (De Baptismo 2,1).

8 153—87 Ders., Zur Symbolik des alchristlichen Taufhauses: Das Oktogon und die Symbolik der Achtzahl (im Anschluß an die Inschrift des Ambrosius im Baptisterium der Theklakirche in Mailand). — 188—228 Ders., „Sacramentum infanticidii“: Die Schlachtung eines Kindes und der Genuß seines Fleisches als vermeintlicher Einweihungsakt im ältesten Christentum (fünf Gründe des Vorwurfes: 1) Übertragung von den Juden auf die Christen; 2) heidnisches Verschwörungsritual mit Tötung und Essen eines Menschen; 3) heidnische Zauberei mit rituellem Kindermord; 4) gnostische Embryo- und Kinderopfer; 5) Mißverständnis der Eucharistie).

4 233—65 Ders., Mehrere Aufsätze über Glöckchen, Klingeln u. ä. am Gewand des jüdischen Hohenpriesters, im Ritual der Arvalbrüder, im Gottesdienst der christlichen Meletianer (Kultklingel der Meletianer ist Forterhaltung eines alten ägyptischen Brauches, vgl. die Isisklingel). — 266—70 Ders., Der Kelch der Dämonen (zu 1. Kor. 10,21). — 280 Ders., Zu σφαγίζεσθαι Röm. 15,28.

5 1936:

1 1—43 Ders., Lumen Christi, Untersuchungen zum abendlichen Lichtsegen in Antike und Christentum (Christus das Licht ohne Abend!) und über die „Deo-Gratias“-Lampen von Selinunt und Cuicul. — 44—75: Ders., Nonna (Analyse der in des Gregor von Nazianz Leichenrede auf seinen Vater gegebenen Beschreibung seiner Mutter Nonna und gewisser besonderer Züge ihrer Frömmigkeit: heiliges Schweigen in der Kirche; Verweigerung von Kuß, Händedruck und Salzgemeinschaft gegen Heiden und Heiden; Vermeidung von Weinen bei der Eucharistie; Unterbrechung der Trauer und der Trauerkleidung am Sonntag).

2 81—6 Ders., Die Ichthys-Formel in dem neuentdeckten Fußboden-Mosaik der Konstantinischen Basilika von Bethlehem (mit Bild; Nr. 98 des Dölgerschen Ichthys-Kataloges). — 87—115 Ders., Drei Aufsätze über Schuhhausziehen, Lösen der Schuhriemen und den kultisch reinen Schuh im Zusammenhang mit Taufe und Taufliturgie. — 116—37 Ders., Das Niedersitzen nach dem Gebet (eine Auseinandersetzung zwischen Christentum und Heidentum im häuslichen und liturgischen Gebetsbrauch; Kommentar zu Tertullian, De Oratione 16).

Kittel.

Asia Major 10 1934:

1 1—32 N. Poppe, Über die Sprache der Daguren. (I.) — 33—58 B. M. Alexeiev, Der Schauspieler als Held in der Geschichte Chinas. — 59—93 E. Haenisch, Die Abteilung „Jagd“ im fünfsprachigen Wörterspiegel. — 94—122 W. Fuchs, Frühmandjurische Fürstengräber. — 125—8 F. M. Trautz, Zur Bibliographie, Druckkunst und Epigraphik des Kōyasan. — 129—39 F. Ayscough, Tu Fu's Longest Poem (Vorabdruck aus dem 2. Bande der „Travels of a Chinese Poet“). — 140—1 E. Haenisch, Mongolisch HOROHU „wegschnappen“, „mit etwas im Munde davon laufen“. — *142—4 E. Haenisch, Altan Gerel (N. Poppe). — 145—82 E. Schierlitz, Bibliotheca Orientalis. Chinesische Zeitschriften und Bücher.

2 183—220 N. Poppe, Über die Sprache der Daguren (Fortsetzung u. Schluß). — 221—8 F. Weller, Bemerkungen zum soghdischen Dirghanakhasūtra. 229—46 E. Erkes, Wang Kuo-wei, Das Chinesische Theater vor der T'ang-Zeit. (Übers. u. m. Anmerkungen versehen.) — 247—50 G. Haloun, Einige Berichtigungen und Nachträge zum *Ti-Tsi Tsi* und zum *Fu Tsi*. — 251—61 B. Schindler, Über einige altchinesische Hilfsörter. 3. 其 *k'ei*, 厥 *k'ieh*, 乃 *nai* und 之 *chi*. — 262—313 E. Haenisch, Die Eroberung des Goldstromlandes in Ost-Tibet. Übersetzt aus Wei Yüan's *Sheng-wu-ki* und erläutert aus den Akten. — 314—64 F. Weller, Bemerkungen zum soghdischen Vimalakirtinirdesāsūtra. — 365—7 L. van Hee, Le Bouddha et les premiers missionnaires en Chine. — *369—72 P. S. Buck, All men are brothers (F. Kuhn). Walter Simon.

Athār-é Irān, Annales du Service archéologique de l'Iran 1 1936:

„Ces annales devant surtout servir à faire connaître des documents d'études nouveaux, nous y publierons le plus grand nombre de dessins, photographies, relevés d'inscriptions, notices historiques avec tout juste le texte explicatif et les conclusions nécessaires... Nos Annales seront, le plus simplement et le plus précisément possible, un recueil de documents véritables“ (A. Godard, Avant-propos).

1 11—33 Yedda A. Godard, Les marges du Murakka' Gulshan (26 Abb.; Miniaturen vorwiegend

von Ākā Riḍā und Dawlat auf den Rändern einer von Kaiser Djahāngir angelegten Sammlung kalligraphischer Einzelblätter, jetzt im Besitz der kaiserlichen Gulistanbibliothek in Teheran). — 37—44 P. Pelliot, Les documents mongols du musée de Teherān (veröffentlicht in Facsimile (7 Abb.) mit wichtigen Anmerkungen 3 bisher unbekannte Ediktfragmente. Ein Dokument ist datiert: Abū Sa'id bahadur khan, 720 H.). — 47—72 A. Godard, Abar-kūh (Province de Yazd). (Detaillierte Beschreibung mit 20 sehr guten Abbildungen von dem Gunbad-é 'Alī — Gründunginschrift aus dem Jahre 448 H.; vgl. jetzt dazu Herzfeld AMI 8 81f. — dem Grabmal des 'Amīd al-Dīn Shams al-Dawl — Datum der Inschr. zerstört: 500... H. —, der Masdjid-é Djāmi' — fast ganz aus mongolischer Zeit; enthält jedoch auch ältere Teile, unter denen der Kuppelsaal zwischen dem südl. u. westl. Iwān zu nennen ist. Einige Restaurierungen aus der Zeit des Sultān Abū Sa'id — und vom sog. Grab des Tāūs — ist, wie die Inschrift erweist, in Wirklichkeit das Grab von al-Hasan b. Kaikhosrow († 718 H.) u. seiner Tochter; das Grab des Tāūs [al-Haramain] befindet sich daneben. Einige andere Denkmäler aus dem 14. bis 15. Jh. n. Chr. sind abgebildet und kurz beschrieben. — 75—106 A. Godard, Natanz (Province de Kāshān) (die wichtigsten Denkmäler sind 1. ein sassanidisches Bauwerk, ähnlich dem von Farash-Bend; ein für die Kenntnis der sassanidischen Bautechnik trotz seines schlechten Erhaltungszustandes wichtiges Denkmal; 2. die Moschee von Kučē Mir mit interessantem, wohl seldjukischem Mihrāb, zeitlich zwischen dem Mihrāb des Pir Hamse in Abar-kūh (6. Jh. H.) und dem der Hauptmoschee in Isfahan (710 H.) einzuordnen; 3. Masdjid-é Djum'a (aus dem Anfang des 8. Jh. H.); 4. die mit datierten Inschriften versehenen Türen der Moschee von Afushtē — Dorf bei Natanz —: Ramaḍān 831 H.) — 109—21 A. Godard, Les tours de Ladjim et de Resget (Māzandarān) (Beachtungswert die kufischen Inschriften, in Ladjim daneben eine mittelpersische, deren Lesung Herzfeld AMI 8, 79ff. versucht, jedoch noch vieles offen lassen muß. Für die Kenntnis der späten mittelpersischen Schrift äußerst wichtige Inschrift. Die Aufnahmen sind sehr gut, geben aber leider nicht die ganze Inschrift in lesbarer Form). — 125—60 A. Godard, Notes complémentaires sur les tombeaux de Marāgha (Adharbaidjān) (Bedeutende Ergänzungen zu Les monuments de Marāgha, Publications de la Société des Études iraniennes, No. 7 1934, desselben Verf.s; 29 Abb.; die hier behandelten Denkmäler sind: der Gunbad-é Surkh — Shawwāl 542 H. —, der runde Grabturm — 563 H. —, der Gunbad-é Kabūd (593 H.), diese drei also aus vormongolischer Zeit, der Gunbad-é Ghaffariye aus mongolischer Zeit, das Koi-Burdj-Mausoleum aus späterer Zeit. — Anhangsweise wird der 'Sē Gunbad' genannte Turm in Urmiya beschrieben — datiert: Muharram 580 —. — 163—72 A. Godard, Le masdjid-é Djum'a de Niriz (9 Abb.; ein anschauliches Beispiel für die Verwendung sassanidischer Architekturformen in muslimischer Zeit, und zwar bis in unser Jh., wofür der Verf. Abbildung und Grundriß zweier moderner Häuser aus der Nähe von Yazd und von Semnān anführt). — 175—8 Myron Bement Smith, Le Minbar du Masdjid-é Djāmi', Muhammadīyē (Yazd) (4 Abb.). — 181—3 Notes (Erklärungen zu den 2 farbigen Tafeln u. zu Abb. 126).

Olaf Hansen.

Baessler-Archiv 19:

1—2 87—91 Wilhelm Mühlmann, Über den Anschluß der Polynesier an die südasiatischen Hoch-

kulturen. (Der Titel deckt sich mit dem Inhalt nicht genau, da es sich in der Arbeit fast nur um eine einzige Hochkultur handelt: die indische. Leider wirkt der Verfasser nicht überzeugender als seine zahlreichen Vorgänger, welche die polynesischen Kultur, wenn nicht die Polynesier selbst, aus Vorderindien herleiten wollten. Die Tatsache, daß im Polynesischen bisher kein einziges indo-arisches Lehnwort gefunden wurde, will er damit erklären, daß die aus Indien ostwärts gewanderten Leute in Indonesien oder Ozeanien die Sprache der von ihnen überlagerten älteren Bevölkerung angenommen und ihre eigene Sprache restlos aufgegeben hätten, ähnlich wie in Afrika ein Teil der Hamiten die Sprachen der von ihnen unterworfenen Bantu angenommen habe, ohne auch nur eine Spur des Hamitischen beizubehalten.

Zweifelloos weist nun die polynesischen Kultur, insbesondere die geistige Seite derselben, mehrere gleiche Züge mit der indo-arischen auf. Ist dies jedoch auch ein Beweis für ihre indo-arische Herkunft? Konnte nicht vielmehr hüben und drüben aus der gleichen, heute noch unbekannten Quelle geschöpft worden sein? Mich dünkt dies das Wahrscheinlichere. Wir wissen seit den Funden von Mohenjo-Daro, daß die indo-arische Kultur stark auf dieser älteren Indus-Kultur fußt; ihr Entdecker, Sir John Marshall, äußerte sich zu mir dahin, daß etwa Dreiviertel der gesamten Hindu-Kultur von dort stammen könnte. Wenn wir einmal den Ursprung der Indus-Kultur kennen, so werden wir auch jenem der Polynesier näher sein. Daß aber die Auffindung weiterer, heute noch ganz unbekannter Kulturen nicht aus dem Kreise der Erwägungen ausgeschlossen werden darf, zeigt eben jene von Mohenjo-Daro, deren Existenz vor einem Dutzend von Jahren niemand überhaupt auch nur geahnt hat.

Einstweilen sind die von Heine-Geldern entdeckten Zusammenhänge der polynesischen Kultur mit den neolithischen und metallzeitlichen Kulturen des alten China (vor der Han-Zeit) recht bemerkenswert, und es ist daher einigermaßen bedauerlich, daß Mühlmann sie so gering einschätzt. Nicht davon zu sprechen, daß auch die gleichen Schriftzeichen in der proto-chinesischen Schrift, in jener des Indus und auf den Schrifttafeln der Osterinsel festgestellt werden konnten.¹ — Auch haben wir allen Grund anzunehmen, daß in den Polynesiern nicht eine einheitliche Rasse, sondern ein Gemisch mehrerer Rassen vorliegt. Es sollen z. B. Sullivan zufolge² unter 23 Rasselemente der Samoaner 11 mongolid, 5 europäid, 5 mongolid-europäid und 2 mongolid-negroid sein.

Das oben Angeführte würde freilich den kulturellen Zusammenhang mit dem arischen Indien keineswegs ausschließen. Dieser kommt aber, wie erwähnt, schon aus linguistischen Gründen nicht in Frage. Zusammenfassend muß gesagt werden, daß Mühlmanns Arbeit uns der Lösung der vielen, die Polynesier betreffenden Probleme leider nicht um einen Schritt näherbringt. W. v. Hevesy.

Berytus. Archaeological Studies. Published by the Museum of Archeology of the American University of Beirut. 2 1935: 1—4 N. C. Debevoise, The oriental amphora (als Bei-

spiel des Fortlebens einer griechischen Form im Orient). — 5—10 F. E. Day, Some islamic pilgrim-bottles (mit 5 Taf.: Gefäße unbekannter Herkunft, die z. T. technische und stilistische Abweichungen zeigen von den von Sarre und Sauvaget veröffentlichten aus Baalbek und Damaskus). — 11—24 Ch. Picard, Observations sur les sculptures Bérytiennes de Délos (mit 5 Taf.: Spuren des Kultes von Beirut in den hellenistischen Denkmälern der Beiruter Niederlassung auf Delos; weittragende sorgfältige Deutung von Einzelheiten). — 25—33 A. von Gerkan, Die Stadtmauer von Palmyra (mit 1 Taf.: die erhaltene Stadtmauer ist die von 273, die von Justinian erneuert wurde). — 34—9 P. J. Rüs, Remains of a roman building in Hamā Syria (mit 4 Taf.: die große Moschee enthält nicht bloß die Reste einer Basilika aus dem 5./6. Jh., sondern diese wieder die eines Baues aus dem 3. Jh.). — 40f. L. A. Mayer, A dish of Māmāy as-Sāqī (Anf. 16. Jh., mit 1 Taf.). — 42—50 H. Seyrig, Notes archéologiques (1. Das Mosaik der *μεγαλοφυλῶν* von Yakto gibt Tierkämpfer aus der Arena wieder, denen die Personifikation ihres Mutes selbst unter dem Bild einer Zuschauerin Beifall spendet; 2. Der Stil der Hauptdarstellung dieses Mosaiks weicht von dem des landschaftlichen Frieses ab; ersterer knüpft an orientalische, letzterer an hellenistische Tradition; die Gleichzeitigkeit dieser Traditionen scheint für Antiochien kennzeichnend; 3. Ist der rätselhafte Name „Bōlnourateh“ in einer palmyrenischen Inschrift nicht in 2 Namen „Bōlnour“ und „Nourateh“ aufzulösen? 4. Amulette et sortilèges d'Antioche — für Rennpferde; 5. Invidiae medicus). — 51—6 V. H. Poulsen, A late-greek relief in Beirut (Krieger vor Säule, um die sich eine Schlange windet, — verglichen mit den zahlreichen Varianten: die ursprüngliche Komposition verweist auf das Athen des 1. Jh. v. Chr.). — 57—120 H. Ing-holt, Five dated tombs from Palmyra (eingehende Beschreibung der 5 interessantesten unterirdischen Gräber, die die ägyptischen Expeditionen 1924 und 1925 fanden; das älteste, datiert 98 n. Chr., enthält einen schönen Sarkophag und eine andere Reliefplatte von 229; besonders bemerkenswert die eingehend behandelte Kleidung; die sehr zahlreichen Inschriften der Grabanlagen bereichern die Kenntnis der palmyrenischen Sprache und der Personennamen wesentlich; 24 Tafeln; Index der neuen Wörter und Namen). — 121—34 Le Comte du Mesnil du Buisson, Sourān et Tell Mašin (unweit Hamā: archaische Reste aus dem Ende des 3. Jahrtausends; viereckige Stadtanlage aus dem 2. Jahrtausend mit reicher Keramik, ähnlich der von Khan Sheikhoun und Qatna, Grab I, Basalt- und Feuersteingeräte; 6 Tafeln). — 135—8 F. W. Goethert, Ein Panzertorso in Beyrut (Mitte 2. Jh. n. Chr.). — 139—42 Djafar, Deux unités pondérales musulmanes omayyades (in Glas, 1 Stück mit dem Namen des Chalifen 'Abd al-Malik und al-Walid al-'amir, wobei letzterer Ausdruck = Kronprinz). — 143—8 M. Rostovtzeff, Une nouvelle inscription caravanière de Palmyre (Mitte 2. Jh. n. Chr.). — 149—67 D. Schlumberger, Etudes sur Palmyre. I Le développement urbain de Palmyre (anknüpfend an den Aufsatz von v. Gerkan vermutet Vf., daß die Karawanenstraße die westliche Stadt durchzog — Damaskusstraße —; Abhängigkeit der Ortslage von den Wasserstellen); II Note sur le décor architectural des colonnades des rues, et du camp de Dioclétien (enthält vielleicht noch erhaltene vordiakletianische Bauten). R. H.

Biblische Zeitschrift 23 1935/36:

1 1—19 Fr. Wutz, Exegese u. Textkritik (sehr wichtige grundsätzliche Ausführungen zur Textkritik:

1) Hevesy, Osterinselschrift und Indus-schrift. OLZ 1934, Nr. 11.

2) Sullivan, Contribution to Samoan Somatology. Memoirs Bernice Puahi Bishop Museum, Honolulu, B. II.

„dabei darf nicht ein jotha des Bestandes verlorengehen“, u. Verbesserung einer Reihe von Beispielen vorseptuagintar. Textfehler). — 20—43 H. Wiesmann S. J., Der geschichtliche Hintergrund des Büchleins der Klagelieder (gegen neuere ganz oder teilweise spätere Datierung: S. A. de Fries; H. Winckler; A. Duff, Nachweis der Möglichkeit u. Tatsächlichkeit der Entstehung auf Grund des Unterganges Judas i. J. 587). — 44—49 Jul. Hadžega, Der Beitrag von Maximos Agioritis (Μάξιμος ὁ Ἀγιορείτης) zur Verbesserung des Textes der altslavischen Bibel (Die russ. kirchl. Bücher enthielten sehr viele grobe Fehler. Bereits im 16. Jh. wurde deren Verbesserung beschlossen. M. A. um 1518 arbeitet an dieser Verbesserung des Textes der altslav. Bibel. Beispiele: Gal. 4, 17; Act. 17, 22; Jo. 5, 27; Ps. 50, 21). — 50—7 A. Schulz, Die Umkehrung beim Status constructus (neue überzeugende Beispiele zu BZ 1933, 150ff.). — 58—61 Jul. Boehmer, Augustins „Tolle lege“ in der Bibel (gegenüber J. Geffcken, ARW 1934, 1—13, Augustins Erzählung einen tieferen historischen Hintergrund zu geben u. sie in religiöse Stimmungen der Zeit u. deren literarische Formgebung hineinzustellen, will B. das tolle lege auf die Bibel zurückführen. Hier war dieses u. vor allem seine griechische Vorlage λαβε ἀναγινῶντι bereits aufs deutlichste präformiert: Ex. 21, 7; Apc. 5, 8; Tob. 7, 13; Is. 29, 11f. usw.). — 61—125 Bibliographie, zuerst A. u. N. T., dann ersteres allein umfassend.

2 129—46 Fr. Wutz, Exegese u. Textkritik (Forts. v. Nr. 1 mit Verzeichnis der behandelten Stellen S. 146). — 147—9 S. Spinner, Die Verwendung von Synonymen im A. T. (Erklärt „unter Bedacht auf den Zusammenhang der darin geschilderten Begebenheiten u. auf die Angaben externer Quellen“ Ps. 74, 14: „Du gibst die Thunfische den Wüstenbewohnern als Nahrung“). — 150—7 L. Dürr, Altorient. Recht bei Amos u. Hosea (Erklärung von Am. 2, 7b u. Hos. 2, 7 auf Grund altorient. Parallelen). — 158—65 H. Kaupel, „Sirenen“ in der Septuaginta (Die Wiedergabe von „Schakale“ bzw. „Strauße“ in einer Reihe von atl. Stellen [bes. in Strafandrohungen] durch σελήνες = Todesdämonen stammt aus dem „neuen dämonolog. Realismus“ des hellenist. Judentums, um die von dem Originaltext beabsichtigte Wirkung recht lebendig werden zu lassen). — 166—70 Julius Boehmer, Der Reichtum von Psalm 23 (Vulg. 22) (Nimmt statt der bisherigen 2 Bilder: Gott mein Hirt u. mein Wirt, deren vier an: Gott ist Hirte, Führer, Gastgeber, Landesherr, allerdings nur durch gewaltsame Exegese einiger Termini!). — 171—9 H. Grimme, Ein Herrenwort bei Matthäus in neuer Beleuchtung (das vielumstrittene Mt. 23, 3 heißt ins Hebr. bzw. Aram. übersetzt: „So viel sie auch [ἀντὶ ὅσα] euch sagen: Tut u. beobachtet, (tut es) nicht gemäß ihrer Praxis!“). — 180—6 A. Wikenhauser, Religionsgeschichtliche Parallelen zu Apg 16, 9 (außer Philostratus, Vita Apollonii IV 34 noch 4 weitere Parallelen). — 187—9 J. Schmid, Der Apokalypse-Text des Kodex 0207 (Bespr. u. Einordnung eines Pergamentkodex mit Apg. 9, 2—15 aus dem 10. Bd. der Papiri Graeci et Latini, Florenz 1932). — 190—3: Miscellen (a. zu Mt. 3, 4 u. Mk. 1, 6; b. zu Mk. 14, 70 u. Mt. 26, 73 wird die Priorität des Mk. gegenüber Mt. erwiesen). — 194—228 Bibliographie des Jahres 1933/34 z. N. T.

3 229—41 A. Schulz, „Almā“, „Wenn wir von Spr. 30, 19 [Emendation!] absehen, so haben wir keine Stelle gefunden, wo jemand an der Richtigkeit der Übersetzung „Jungfrau“ oder „Mädchen“ für עַלְמָה zweifelt. „Auch Jes. 7, 14 besteht die Übers. „Jungfrau“

zu Recht). — 242—3 H. Wiesmann S. J., Zu Ps. 65 (64) V. 10—14 (V. 10d u. e eine ungehörige Häufung. Die schwersten Anstöße werden beseitigt durch Verbindung des letzten Gliedes von V. 10 mit V. 14c: „Sie jubelten sich zu u. sangen (V. 14c), weil du es so eingerichtet“ (V. 10e). Dann sind auch die beiden Abschnitte V. 10. 11 u. 12—14, 10c gleich gebaut). — 244—65 H. Grimme, Studien zum hebr. Urmatthäus (Möchte die Frage, ob hebr. oder aram. Urmatthäus im ersten Sinne entscheiden. Die Unklarheiten im griech. Matth. entstammen offenbar der fehlerhaften Übertragung des semit. Matth. ins Griechische. Das Mittel zur Aufdeckung dieser Textfehler ist die Rückübersetzung des griech. Matth. ins Hebräische. Durch Anwendung dieser Methode auf viele Stellen erhalten wir ein krit.-brauchbares Verfahren; das Resultat wäre ein hebr. Urmatthäus. Zur praktischen Erprobung der Methode wird Mt. 10, 5a—12 behandelt. Mutmaßliche Übersetzungsfehler in der Missionsanweisung Christi (10, 5a—12). — 266—88 Joh. Ev. Michl, „Sie hatten Haare wie Weiberhaare“ Apg. 9, 8 (Bis an den Rand der Neuzeit haben die abend.-u. morgenländischen Erklärer den Zug mit den Weiberhaaren symbolisch, u. zwar von haltlosen, weiblichen Sitten verstanden. Erst die Neuzeit seit der Renaissance will das Attribut ohne symbolisierende Absicht begreifen: „Der Vergleichspunkt der Heuschreckenhaare mit Frauenhaaren liegt in der Länge der Haare. Eben dieses lange Haar (Frauenhaare) gilt auch sonst namentlich bei Schilderung von dämonischen Wesen als Bezeichnung besonderer Wildheit.“ Dazu eine Reihe von Belegen). — 289—331: Bibliogr. Notizen aus dem Jahre 1934/35 zum N. T.

4 331—41 J. Boehmer, Der Gottesberg Tabor (Befestigt gegenüber anderen Aufstellungen seine frühere Erklärung des Namens [ZSem 1929, 161—69] aus תָּבֹר = Trift, Weide durch Wechsel von ת u. ט und Änderung der Segolat- in die תַּפֶּר-Form = Triftfülle, Weidereichum). — 342—6 M. Buttenwieser, Ein indogermanisches Wort im Pentateuch (der amorritische Name für Hermon = šnīr Dt. 3, 9 entspricht der indogerman. Wurzel sneigh, Tiefstufe sneigh. So ist eine alte Überlieferung [Raschi u. jerusalem. Targum] auch philologisch abzuleiten. Amorritisch ist dabei = hethitisch-indogermanisch!). — H. Grimme, Studien zum hebräischen Urmatthäus (Fortsetzung des Aufsatzes in Nr. 3, 244ff. und Erklärung von Mt. 3, 4; 5, 22b; 5, 42; 7, 6; 12, 35; 13, 4; 24, 51; 27, 65 durch Rückübersetzung ins Hebräische). — 358—64 J. Wobbe, Das Gloria (Lk. 2, 14) (Nachtrag zu Aufsatz in dieser Zschr. 1934, 118 ff. 224 ff. Εὐδοκία ist nach 2 neueren Inschriften [Hippokrates, Παράγγελαι u. Philodemus, De Pietate] nicht mehr als rein biblisches Wort anzusprechen, gehört zum Sprachgebrauch der damaligen griech. Weltsprache. Nur ist es dort ein rein profaner Ausdruck in der Bedeutung Befriedigung, Zufriedenheit, Wohlergehen; so auch Jes. Sir. Bei Lucas ist der Begriff religiös u. setzt das hebr. Äquivalent נָחַם = Wohlgefallen, Huld Gottes voraus). — 365

—71 A. Wikenhauser, Die altkirchliche Überlieferung über die Abfassungszeit der Apostelgeschichte (Die ältesten Zeugnisse des 2. Jahrh. setzen die Abfassung der beiden lukan. Bücher erst nach dem Tode des Paulus in Achaia an, die späteren [seit dem 4. Jahrh.: Euseb., Hieronymus, De vir. illustr. 7 u. Euthalius] am Schlusse der ersten römischen Gefangenschaft). — 373—424 Bibliographische Notizen 1934/35: Literatur, welche das A. T. u. NT zugleich bzw. das A. T. allein umfaßt. L. Dürr.

(Fortsetzung der Neuerscheinungen):

- 377 Starr, Richard F. S.: Nuzi. Report on the Excavations at Yorgan Tapa near Kirkuk, Iraq. Cond. by Harvard Univ. in Conjunction with the Amer. Schools of Oriental Research and the Univ. Museum of Philadelphia 1927—1931. Vol. II: Plates and Plans. Cambridge/Mass.: Harvard Univ. Press 1937. (VI, 41 S., 142 Taf., 44 Ktn.) 4^o. \$ 10 —.
- 378 Toscano, Mario: Gli accordi di San Giovanni di Moriana. Storia diplomatica dell' Intervento Italiano. II. 1916—1917. Milano: Dr. A. Giuffrè 1936. (VII, 362 S., 7 Ktn.) gr. 8^o. L 30 —.
- 379 Wajnberg, I.: Researches in Tigrifia Quadrilaterals of Phonetic Origin. Kraków: Nakładem Polskiej Akademii Umiejętności 1937. (29 S.) gr. 8^o = Mémoires de la Comm. Orient. No. 28.
- 380 Winlock, H. E.: The Temple of Ramesses I at Abydos. New York: Metropolitan Museum of Art 1937. (20 S., 5 Abb., 5 Taf.) 4^o = The Metrop. Mus. of Art Papers No. 5. \$ 1.50.
- 381 Zucker, Hans: Studien zur jüdischen Selbstverwaltung im Altertum. Berlin: Schocken-Verlag 1936. (200 S.) 8^o. RM 6 —; geb. 7.20.

Soeben erschienen:

Der Aufstieg des Assyrierreichs als geschichtliches Problem

Von Dr. **Wolfram Frhr. von Soden**

ord. Professor an der Universität Göttingen

43 Seiten mit 1 Karte und 8 Tafeln. 8^o. Preis RM 3.—

Der Alte Orient, Band 37, Heft 1/2

Durch seinen jahrhundertelangen Bestand nimmt das Assyrierreich unter den Großreichen des Alten Orients eine besondere Stellung ein, die zu erklären eine der wichtigsten Gegenwartsaufgaben der Orientforschung bedeutet. Da das kleine assyrische Stammland durchaus kein natürlicher Mittelpunkt eines Großreiches ist, können die Wurzeln der Reichsbildung nur in der Eigenart des assyrischen Volkstums und der Kraft in ihm lebendiger Ideen gesucht werden. Aus dieser Erkenntnis heraus geht der Verf. der verwickelten Rassenschichtung im Assyriervolk nach und sucht die entscheidenden Ereignisse sowie die Staatsgestaltung des Reiches aus den wechselnden rassischen Gegebenheiten und der Wirksamkeit bestimmter Ideen zu verstehen. Dem verhängnisvollen Versagen der assyrischen Politik Babylonien gegenüber wird ein eigener Abschnitt gewidmet. Zahlreiche Abbildungen neuerer Funde ergänzen wirkungsvoll den Inhalt des Heftes.

Das Alte Testament Christlich / Jüdisch / Weltlich

Ein Beitrag zur ökumenischen Frage

Von Dr. theol. **Hans Michaeli Müller**

ord. Professor an der Universität Königsberg

85 Seiten. 8^o. 1937. Preis RM 2.40

In grundsätzlicher Auseinandersetzung mit denen, die im Alten Testament nur die Edda der Juden sehen wollen, und mit denen, die aus ihm die theokratische oder aber synagogale Existenz ableiten (klerikale Herrschaft und theologische Separation), erörtert H. M. Müller in 11 knappen Kapiteln die folgenden Fragen: Das Alte Testament und der Zustand Europas — Neu ansetzen! — Inwiefern geht das Alte Testament uns Christen an? — Staatspolitische Erfordernisse — Sachlicher Bekenntnismut — Christentum oder Halbjudentum? — Jüdischer und nationalsozialistischer Rassegedanke — Theologische Widerstände — Kirche und Staat, am Alten Testament geklärt — Anwendung auf die Erziehungsfrage — Alttestamentlicher oder evangelischer Ernstfall.

Wir gaben soeben aus:

Verlagsbericht Theologie / Orientalistik Geschichte und Gegenwart

Erscheinungen der Jahre 1934 — 1937

Dieses Verzeichnis steht Interessenten gern zur Verfügung



J. C. HINRICHS VERLAG IN LEIPZIG C 1

In Kürze erscheint:

Goethes Erlebnis des Ostens

Von **Dr. Hans Heinrich Schaeder**, ord. Professor an der Universität Berlin.

Etwa 190 Seiten. 8°. Preis RM 4.—; in biegsamem Ganzleinenband RM 5.50

Von Herders Ahnungen angeleitet, hat Goethe an die Gewinnung einer Gesamtansicht des nahen Orients, zumal des Persertums, in seiner geschichtlich-geistigen Entwicklung eine durch Jahrzehnte fortgesetzte Arbeit gewendet. Ihr Ertrag ist der Westöstliche Divan und das Gedicht vom Paria, dessen Gegenstand den Dichter durch vierzig Jahre bewegte. Die dem Divan beigegebenen, von seinen Lesern wenig beachteten „Noten und Abhandlungen“ enthalten den nach Umfang und Gehalt bedeutendsten Entwurf weltgeschichtlicher Betrachtung, den Goethe hinterlassen hat. Die Gedichte des Divans und der Paria bergen neben gewissen Stücken der Wanderjahre und den Schlußszenen des Faust den Inbegriff seiner Deutung der religiösen Welt. Die sieben Aufsätze, die in der vorliegenden Schrift vereinigt sind, suchen in Gesamtüberblick und Einzelauslegung Goethes orientalische Studien und ihren Ertrag in ihrer Fruchtbarkeit für das Ganze seiner geschichtlichen und religiösen Besinnung aufzufassen. Dabei tritt ihre fortlebende bildende Kraft und ihre Fähigkeit, in geschichtliche und religiöse Anliegen der Gegenwart hineinzuleuchten, ungesucht zutage.



J. C. HINRICHS VERLAG IN LEIPZIG C 1

Vor kurzem erschien:

Die syrischen Clementinen mit griechischem Paralleltext.

Eine Vorarbeit zu dem literargeschichtlichen Problem der Sammlung.

Von **D. Dr. Wilhelm Frankenberg**, Marburg a. L.

XXXVI, 383 Seiten. 8°. 1937. Preis geheftet RM 48.—

Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. Band 48,3.

Die Herausgabe der clementinischen Literatur gehört zu den ältesten Programmpunkten der Kirchenväterkommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Der vorzeitige Tod verschiedener damit betrauter Mitarbeiter hat die Vollendung immer wieder verhindert. Wenn der jetzige Herausgeber die syrischen Clementinen nach verhältnismäßig kurzer eigener Vorbereitungszeit vorlegt, so werden ihm die Kenner für die schnelle Durchführung der schwierigen Arbeit lebhaften Dank wissen. Der syrische Text ist in der vorliegenden Neuausgabe nach den Handschriften neu verglichen und erstmalig kritisch rezensiert, so daß nunmehr endlich die Ausgabe Lagardes (1861) entbehrlich wird. Die daneben gestellten verwandten Partien aus den griechischen Homilien, die so durchkorrigiert sind, daß sie dem Syrischen entsprechen, haben den Zweck einer Hilfe zum Verständnis des Syrischen, ebenso wie die Rückübersetzung des großen Stückes, in dem der Syrer keine Parallele am Griechen hat. Die alte Forderung, orientalische aus dem Griechischen übersetzte Texte nicht in eine moderne, sondern in die Originalsprache zurückzuübersetzen, ist hier in den naturgegebenen Grenzen auf das beste erfüllt.



J. C. HINRICHS VERLAG IN LEIPZIG C 1

Prof. Sch. of Religion
H-8
